

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Die Hochwart. 1899-1902 1902

12 (1.12.1902)

Die Hochwart.

Archiv für psycho-anthropologische Forschungen und Reformen.

Abdruck der Original-Aufsätze aus dieser Zeitschrift ist verboten.

Nr. 12.

Detmold, Dezember 1902.

3. Jahrg.

Alle Zuschriften und Sendungen sind an den Herausgeber zu richten.

Ein Spätherbsttag.

Noch einmal neigt mit ihrem Strahlenkranze
Die Sonne sich der müden Erde zu.
In Purpurglut, als ging's zum Frühlingstanz
Taucht scheidend sich die Welt mit ihrem Glanze,
— Ein letzter Kuß! — Dann geht auch sie zur Ruh.
Und wie zum Gruß an die verlass'nen Bäume
Färbt sie im Traum noch rot der Wolken Säume.

Wie war noch jüngst die Flur in vollem Brangen,
In welcher Fülle strahlte die Natur.
Es ist dahin, — es ist vorbei, — vergangen,
Nach Ruh' hat die Natur ein heiß Verlangen,
Und Ruhe kommt, sieh nur, auf jeder Spur.
Mag vor dem Sterben die Natur sich sträuben,
Die Sonne sank, da kann sie nimmer bleiben.

Ein Spätherbsttag! Ich hab' Dich wiederfunden,
Dich, die Du meine Liebe einst verschmäht.
Du sahst mich an, da schien mein Gram entschwunden,
Daß Du Dich einem Andern einst verbunden;
Dein Auge sprach zu mir wie ein Gebet.
Was Du nicht fandest, suchst Du bei dem Treuen,
Das Glück; — zu spät! — ich kann Dir nur verzeihen.

Erblichen sah ich Deine schönen Wangen,
Erloschen schien mir Deiner Augen Glanz.
Hast Du, Getäuschte nun nach mir Verlangen,
Nach dem Getäuschten, mir, der bald vergangen,
Der einst Dich bat um Deiner Liebe Kranz? —
Gar selten ist der Baum, der wunderbare,
Der zweimal trägt den Blütenschmuck im Jahre.

Ein Spätherbsttag! — Es kehrt der Frühling wieder,
Im nächsten Jahr, erstirbt auch nun die Welt.
Doch ach, nicht bringt der Frühling und der Flieder,
Mir Jugend, Kraft und neue Liebe wieder,
Die einst Dein Uebermut, Dein Hohn zerschellt.
Zu spät ist Dein versöhnendes Bemühen,
Bergiß mich nun; — ich habe Dir verziehen.

Richard Funke.

Goethe als Denker.*)

Als Band XV von Frommann's „Klassikern der Philosophie“ erschien jenen eine Würdigung Goethe's als Denker. Wenige waren für diese Leistung gleich gerüstet wie der Gießener Philosoph Siebeck, dessen eigene Ueberzeugungen sich mit der Goethe'schen Weltanschauung vielfach berühren. Es ist denn auch ein Werk entstanden, das nicht nur im einzelnen umfassend orientiert, vor allem auch die Elemente der Goethe'schen Natur- und Geistesanschauung in ihrer Einheit zur Geltung bringt. Goethe's Lehren über Wesen und Tragweite der Erkenntnis, über die Natur, seine religiöse Ueberzeugung, seine Ethik und Lebensauffassung treten in Zusammenhang. Der Verfasser sieht sich natürlich genötigt, auf die verschiedenen Perioden in Goethe's geistiger Entwicklung Bedacht zu nehmen. Vielleicht hätte nach dieser Richtung in manchen Fragen noch mehr geschehen können, obgleich einzelne bestimmte Grundanschauungen dauernd hindurchwirken.

Von den fünf Kapiteln behandelt das erste die Frage von der Erkenntnis. Gleich hier an der Schwelle von Goethe's Weltanschauung ermächtigt dem Betrachter eine merkwürdige Schwierigkeit, da Goethe sich zur Philosophie prinzipiell häufig ablehnend stellte. Aber Siebeck trifft das Rechte, wenn er hervorhebt, daß unsere klassische Litteraturbewegung von dem im Grunde philosophischen Streben nach einer neuen Einsicht in die Entwicklung des geistigen und natürlichen Lebens getragen ist. Keime dieses Entwicklungsgedankens finden sich bereits in Lessing's „Erziehung des Menschengeschlechts“; vor allem ist Herder's gesamte Geistesarbeit von ihnen durchsetzt: er sucht in der Natur wie in der Geschichte eine gesetzmäßige Entwicklung vom Niedern zum Höhern aufzuweisen. Bei ihm hätte Siebeck eingehender verweilen sollen, zumal wo es die Grundlegung der Goethe'schen Weltanschauung galt, die von Herder wesentlich beeinflusst ist. Ihren springenden Punkt findet Siebeck treffend in der künstlerischen Erfassung der Wirklichkeit als maßgebendem Gesichtspunkt für die Erkenntnis des Entwicklungsprozesses sowohl im natürlichen wie im geistigen Bereich. Goethe's Denken ist durchweg ein anschauliches; wir könnten sagen: es beruht auf künstlerischer Intuition. Schon in diesem Ausgangspunkt findet sich eine Berührung mit Spinoza. — Mit dem Empirismus ist Goethe einverstanden, wenn jener das Gebiet der wissenschaftlichen Forschung auf das sinnlich Sichtbare beschränkt. Aber er findet ihn blind gegen die Idee, die dem Ganzen zu Grunde liegt. Sofort legt sich seine grundsätzliche Stellung zu Kant klar: auch für diesen giebt es keine wirkliche Erkenntnis ohne das Zusammenwirken von Denken und Anschauung; aber Goethe's Begriffe: Idee und Erfahrung stehen in anderem Verhältnis als Kant's Begriffe: Ding an sich und bloße Erscheinungsform. Der Verfasser hätte betonen dürfen, daß jene in Berührung, diese in Gegensatz stehen: die Goethe'sche Idee bildet das Resultat der Erfahrung, das Kant'sche Ding an sich läßt sich durch die Erscheinung nicht bestimmen. Wie Siebeck noch hervorhebt, ist das Ding an sich für Kant dem Wesen nach, für Goethe nur dem Grade nach unerforschlich. — Eine weitere Verwandtschaft ohne Identität ergab sich in der Beziehung der ästhetischen und teleologischen Anschauungsweise, die Kant auf eine gemeinsame Wurzel, die Urteilskraft, zurückgeführt hatte. Ästhetische sowohl wie organische Gegenstände sind ja für uns nach Kant Objekte eines uns ursprünglich innewohnenden Gefallens:

*) Goethe als Denker. Von Hermann Siebeck. Fr. Frommann's Verlag in Stuttgart.

beide tragen eine „Zweckmäßigkeit ohne Zweck“ in sich, d. h. der Zweck des Zusammenseins und =Wirkens der Teile liegt ausschließlich in der Her- und Darstellung des Ganzen, ganz abgesehen davon, wem dieses selbst nun wieder zu dienen vermöge. Hiermit berührte sich Goethe's Auffassung des Kunstwerkes als eines dem Naturwesen entsprechenden organischen Gebildes, das das begriffliche Wesen der Sache in einem Komplex anschaulicher Formen versinnbildlicht. — Am unmittelbarsten erschließt sich die Eigenart des Denkers Goethe in der Methode seines wissenschaftlichen Verfahrens. Es ist beschlossen in dem zusammenfassenden synthetischen Blick, vermöge dessen sich das genetische Grundverhältnis und der Wesenszusammenhang eines bestimmten Gebietes der Wirklichkeit intuitiv dem Geiste aufschließt. Die Stufenfolge dieser Art Erkenntnis ist: geistiges Anschauen, synthetischer Blick und Aperçu. Das Objekt, zu dem Goethe's Erkenntnis durchdringen will, bezeichnet er als Urphänomen. „Das Urphänomen ist ideal als das letzte Erkennbare, real als erkannt, symbolisch, weil es alle Fälle begreift, identisch mit allen Fällen.“ — Auf die die Erkenntnis der Urphänomene, die zugleich die primitiven Grundformen, die typischen Gestaltungen und die natürlich-normalen Gebilde darstellen, geht Goethe nun auch in dem menschlich-sozialen Gebiete der Wirklichkeit aus. Am kongenialsten hat Viktor Hehn als eine der unmittelbarsten Wirkungen der Goethe'schen Poesie den Zauber erkannt, womit sie uns überall in idealen Umrissen die beharrende Naturgestalt unseres Geschlechts vor Augen führt, die substantziellen Lebensformen menschlicher Gemeinschaft, die Naturformen des menschlichen Lebens. Man denke an „Hermann und Dorothea“, an die Typen des Volkslebens im Osterspaziergang des ersten Teils vom „Faust“, an das Hingezogensein Werther's zum Volk und zu den Kindern, an die „Wahlverwandtschaften“ u. a. m. — Keine Frage, daß Goethe's Methode in voller Ausschließlichkeit nur für Genies wie ihn selbst ergiebig ist. Aber es hat das epochemachende Verdienst, in Poesie und Wissenschaft von der Reflexion wieder auf das Schauen zurückzuweisen. — Siebeck bestimmt in diesem Zusammenverhältnis zu Schiller, der wie Kant das Wesen der Dinge unmittelbar ausschließlich im Ethischen gesehen, während Goethe in seiner betrachtenden wie in seiner dichterischen Würdigung der Wirklichkeit im besten Sinne des Wortes „jenseit von Gut und Böse“ ist.

Das zweite Kapitel, das Goethe's Verhältnis zur Natur behandelt, kann sich bereits organisch auf der im ersten Kapitel gebotenen grundlegenden Betrachtung aufbauen. Goethe's theoretische Philosophie ist immer Naturphilosophie geblieben. Schon Spinoza setzt das Sein, als durch und durch gottbedingt, identisch mit Vollkommenheit. Ueber diesen Pantheismus des Seins hinaus gelangt Goethe zu einem Pantheismus der Wandlung und Fortbildung, das organische Leben ist ihm fortgepflanzt durch das Gesetz der Metamorphose. Siebeck hätte besser gethan, in diesem Zusammenhang mit den Begriffen des Werdens und der Entwicklung vorsichtiger zu operieren, da sie in der modernen Terminologie der Evolutionslehre vorbehalten bleiben, während Goethe zunächst — allerdings unserer Meinung nach nicht für immer — beim bloßen Umschaffen und Verwandeln stehen bleibt. — An der Hand der Metamorphose vollzieht sich fortgesetzt ein Prozeß der Steigerung, dergestalt, daß alles in seiner Art Vollkommene über seine Art hinausgehen muß. Unter Metamorphose versteht Goethe eine stufenweise erfolgende Hervorbildung neuer Organe aus schon vorhandenen, sodas die später entwickelten Bestandteile sich als Umformungen eines Grundorgans

aufweisen lassen. Goethe gelangt schon in seinen naturwissenschaftlichen Schriften bis zu dem Gedanken eines genetischen Zusammenhangs zwischen dem Pflanzen- und Tierreich sowie zwischen den verschiedenen Gattungen und Stufen des letzteren, mit Einschluß des Menschen. — Siebeck erkennt an, daß Goethe damit einer der bedeutsamsten Vorläufer der Descendenztheorie geworden ist, betont aber sehr scharf, wie viel Goethe noch von ihr trenne. Wir glauben doch, daß Goethe auch nach dieser Richtung fortschritt und daß seine „Vorahnungen kommender naturwissenschaftlicher Ideen“ — um mit Helmholtz zu sprechen — immer seinen festen wissenschaftlichen Hypothesen voraus waren. Manche Wahrheit ging ihm zunächst als dichterisches Symbol auf. So möchten wir die Rolle des Homunculus in der klassischen Walpurgisnacht denn doch als weitergehende Annäherung an die Entwicklungslehre in Anspruch nehmen. Siebeck beruft sich darauf, daß Homunculus den menschlichen Typus ja bereits besitze. Aber andererseits entspricht sein Werdegang doch ganz der Evolution der natürlichen Arten. Zunächst giebt Thales die Weisung:

„Im Feuchten ist Lebendiges erstanden.“

Alsdann stellt er mit bezeichnenden Worten Homunculus vor:

„Es fragt um Rat und möchte gern entstehn.
Bis jetzt giebt ihm das Glas allein Gewicht,
Doch wär' er gern zunächst verkörperlicht.“

An Proteus' gewiesen der ja das Geheimnis wechselnder Gestalt besitzt, vollführt Homunculus den ihm hier zu Teil werdenden Rat:

„Im weiten Meere mußt du anbeginnen!
Da fängt man erst im Kleinen an
Und freut sich, Kleinste zu verschlingen,
Man wächst so nach und nach heran,
Und bildet sich zu höherem Vollbringen.“

Schon hier wird doch das Protoplasma im Meere als erste Stufe organischen Lebens hingestellt; und als urzeugende Macht kommt die Liebe zur Geltung, wenn das Meer, in das Homunculus seine Lebenskeime ergießt, lodert,

„Als wär' es von Pulsen der Liebe gerührt,“

und der Schöpfungshymnus in den Jubelruf mündet:

„So herrsche denn Gros, der alles begonnen!“ —

Bevor Siebeck von Goethe's Verhältnis zur Natur scheidet, läßt er uns Goethe's Farbenlehre in ihrem Zusammenhang mit Goethe's Methode wie in ihrem Zusammenhang mit Goethe's Methode wie in ihrem Vorurteil erkennen. Trotz Goethe's Irrtum im einzelnen bleibt es bedeutsam, wie er immer auf eine Gesamtanschauung der Natur ausgeht und wie seine wissenschaftliche Weltbetrachtung mit seiner künstlerischen zusammenfällt.

Gott und Welt sowie die Religion rückt das dritte Kapitel unter Goethe's Betrachtung. Freilich bezeichnet er als das schönste Glück des denkenden Menschen, „das Erforschliche erforscht zu haben und das Unerforschliche ruhig zu verehren“. Der Glaube ist ihm nicht der Anfang, sondern das Ende alles Wissens, — aber doch die notwendige Grundlage aller höheren geistigen Thätigkeit: „Die Menschen sind nur so lange produktiv in Poesie und Kunst, als sie noch religiös sind; dann werden sie bloß nachahmend und wiederholend.“ Sucht doch Goethe's gesamte Naturforschung im Veränderlichen ein Ewiges. — Seine Lehre von den unvergänglichen Kräfteinheiten, den Entelechieen, ist ihm eine Gewähr der Unsterblichkeit. Daß Goethe dem Anspruch auf Unsterblichkeit eine Beschränkung giebt und diejenigen ausschließt, die nicht eigenwertig genug sind, um ein höheres persönliches Dasein zu gewinnen, sehen wir durch den Schluß der „Helena“ nicht bewiesen. Wenn sich

dort die Dienerinnen der Königin gegen die Rückkehr zum Hades sträuben und sich in die Naturelemente auflösen, will ihnen der Dichter nicht sowohl eine minderwertige als vielmehr eine echt griechische Unsterblichkeit zu Teil werden lassen. Bekennt er doch selbst: „Auf den Gedanken, daß der Chor nicht wieder in die Unterwelt hinab will, sondern auf der heitern Oberfläche der Erde sich den Elementen zuwirft, thue ich mir wirklich etwas zu gute.“ — Goethe's eigene Religiosität ist pantheistisch, allerdings gefühlsmäßig, nicht bloß intellektualistisch. — Sehr verständnisvoll handelt Siebeck von Goethe's Begründung des Uebels und des Bösen: Besonders aus dem „Faust“ erhellt, daß nach des Dichters Meinung die Welt zu ihrem Dasein und ihrer Entwicklung der Gegensätze nicht entbehren könne. Eine Welt ohne das Schlechte wäre zugleich eine solche ohne das Gute; sie wäre moralisch indifferent, und menschliches Glück im Grunde nicht verschieden von dem sinnlichen Wohlbehagen des Tieres. — Mit Umsicht verweist Siebeck auf christliche Züge in Goethe's Dichtungen. Freilich erschien dem Dichter unter den Eindrücken der romantischen Kirchlichkeit das historische Christentum minderwertig; besonders gegen das asketische Element des Katholizismus sträubt er sich. In seinem religiösen Bewußtsein ist die Ueberzeugung von dem Beruf des Menschen zu lebensfreudiger Bethätigung ein wesentlicher Faktor. Jedenfalls sind der Goethe'schen und der spezifisch christlichen Weltanschauung zwei Momente gemeinsam: die Ueberzeugung, daß die Welt aller Orten durchdrungen und getragen ist vom Wesen und der Kraft Gottes, und der nachdenkliche Blick auf die Existenz von Leiden, Sünde und Tod in dieser Welt. Nur liegt eine absolute Entwertung des Weltlichen zu Gunsten des Ueberweltlichen oder Jenseitigen Goethe ganz fern.

Im Vordergrund seiner Ethik und Lebensanschauung, die das vierte Kapitel würdigt, steht das Gebot der Thätigkeit. Diesen ausschlaggebendem Faktor in der Weltanschauung namentlich des greifen Goethe aus dem Zusammenhang seiner ganzen Natur- und Geistesauffassung erklärt zu haben, ist eins der Hauptverdienste Siebeck's. Wir wissen bereits, daß Goethe von der Monadenlehre aus zur Entelechie oder Krasteinheit gelangt. „Das Höchste, was wir von Gott und der Natur erhalten haben,“ — erklärt er — „ist die rotierende Bewegung der Monas um sich selbst, die weder Raft noch Ruhe kennt.“ Zu seinen Grundüberzeugungen gehört aber, daß, worin das Wesenhafte und Eigenartige einer Gattung oder einer Individualität besteht, darin auch ihre Bestimmung und Aufgabe beschlossen ist. Leben ist Thätigkeit: folglich ist wahres Leben für den Menschen nur dann verwirklicht, wenn es sich zu einer zusammenhängenden Thätigkeit gestaltet. Daher so zahlreiche Aussprüche Goethe's zum Preis der Thätigkeit. Am umfassendsten als Zubegriff der Lebensweisheit, als der Weisheit letzter Schluß ist sie bekanntlich in den beiden Lebenswerken „Wilhelm Meister“ und „Faust“ dargestellt. Wir möchten daran erinnern, daß der „West-östliche Divan“ diese Forderung unmittelbar mit religiöser Weihe umkleidet:

„Und nun sei ein heiliges Vermächtnis
Brüderlichem Wollen und Gedächtnis:
Schwerer Dienste tägliche Bewahrung,
Sonst bedarf es keiner Offenbarung.“

Einen Seitenblick wollen wir nicht unterlassen: Schöpft man so aus dem Wollen der Goethe'schen Weltanschauung, dann läßt sich ohne weiteres das Vage und Unverständige der von Hermann Türck neuerdings in Umlauf gesetzten Hypothese erkennen: der tägliche Kampf ums Leben, auf den Faust

scheidend sein Volk verweist, solle seinen Abfall ins Philisterium mit dessen kleinlichen Alltagsorgen bezeichnen! und eigentlich habe Faust nun seine Wette verloren, sei eigentlich dem Teufel verfallen! — In welchem Maße für Goethe rüstige Thatkraft sittlich-religiösen Wert annimmt, erhellt auch aus seinem Geständnis, Reue über Unrechtes oder Verfehltes habe nur dann einen Wert, wenn der Mensch erkennt, „daß man sich von Leiden und Dulden nur durch ein Streben und Thun zu erheben vermag, daß für den Mangel ein Verdienst, für den Fehler ein Ersatz zu suchen und zu finden sei.“ — Siebeck verfolgt das Thatproblem natürlich vor allem eingehend im „Faust“. Hätte er das Werk nicht sowohl isoliert als vielmehr in litteraturgeschichtlichem Zusammenhang betrachtet, würde die entscheidende Wendung, die Goethe dem Faust-Problem giebt, noch weit bedeutsamer hervorgetreten sein. Die älteren Bearbeitungen der Sage überantworten Faust der Hölle, weil ihnen der blinde Glaube als einziges Mittel der Befeligung gilt. Erst Lessing will in seinen Faust-Plänen den Helden erlösen, indem er ihn als Vorkämpfer freier Wissenschaft auffaßt. Nun kann man sagen, daß Goethe's „Faust“ da ansetzt, und zwar polemisch ansetzt, wo der Lessing's aufhört: mit dem Triumph wissenschaftlicher Forschung. Vom Kopfwissen angeekelt, sucht Goethe's Faust ein unmittelbares Verhältnis seines Gefühls zur Natur. Die in Mephistopheles, dem Diener des Erdgeistes, einseitig herausgestellten irdischen Instinkte spiegeln ihm das Glück im Genuß des Lebens. Faust aber findet in keinem Genuß dauernd Befriedigung, findet ein „hohes Glück“ nur in dem rastlosen täglich neuen Kampf um Freiheit und Leben; nur der Ausblick auf solche fruchtbringende Thätigkeit verschafft ihm den Genuß eines „höchsten Augenblickes“. — Mit eindringendem Verständnis legt Siebeck die Stellung Goethe's zum Verhältnis des Sinnlichen und Geistigen dar. Im Gegensatz zu Kant und Schiller liegt für ihn die Bestimmung des Menschen nicht einfach in der Ueberwindung der Sinnlichkeit; für ihn tragen die beiden Glieder jenes Gegensatzes nur in ihrer Vereinigung und Ausgleichung, in ihrer Harmonie dazu bei, die Urform des Menschlichen zu gestalten. Der Ausgleich des Sinnlichen und Geistigen ergiebt ihm erst die Normalität des menschlichen Wesens, die echte Humanität. In die Tiefen des Goethe'schen Geistes führt der Verfasser auch mit der Herleitung des Individualitätsbegriffes. Die Individualität ist für Goethe sowohl auf naturwissenschaftlichem wie auf künstlerischem Gebiet das Urphänomen des Menschen, das durch die Handlungen der Person zur Anschauung kommt.

„Bist alsobald und fort und fort gediehen
Nach dem Gesetz, wonach du angetreten,
So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen,
So sagten schon Sibyllen, so Propheten;
Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.“

Ja, für Goethe gilt die individuelle Persönlichkeit als ein berechtigtes Moment im Weltgeschehen neben der moralischen Weltordnung, und er verteidigt das Titanische Persönlichkeiten wie Napoleon und Byron. — So erklärt sich auch seine ursprüngliche Stellung zur Erziehung des Menschen: diese soll darauf bedacht sein, sich an die Reigung und Anlagen anzuschließen, die Individualität auszubilden. Allerdings wäre darauf zu verweisen gewesen, daß nur „Wilhelm Meister's Lehrjahre“ die Erziehungsfrage in diesem, vom Abbé vertretenen Sinne lösen, während die „Wanderjahre“ mehr der Richtschnur Nataliens folgen: es sei nötig, gewisse Gesetze auszusprechen, und

beinahe besser, nach Regeln zu irren, als zu irren, wenn uns die Willkür unserer Natur hin und her treibt! — Den Goethe'schen Freiheitsbegriff erörtert der Verfasser ebenfalls im Zusammenhang mit der Individualität. Von der individuellen Anlage kann sich der Mensch zur Persönlichkeit erheben nur vermitteltst eines durch alles Entschließen und Handeln hindurchgehenden Willens. Der Mensch ist das Produkt von Eigenwesen und äußeren Umständen; unser Streben muß dahin gerichtet sein, uns von den äußeren Dingen, ja von uns selbst immer unabhängiger zu machen. Die innere Freiheit ist das Wesen der „stillen Seele“; sie führt durch Resignation zur Liebe für die Dinge und die Menschen. Wenn Siebeck im Anschluß daran die sozialen Ansichten Goethe's erörtert, muß er natürlich auch die Frage heranziehen, was der große Dichter-Denker unter Freiheit im sozialen Sinne verstanden wissen will. In den „Wanderjahren“ zunächst erscheint sie als die Fähigkeit, daß jeder die ihm angemessene Thätigkeit ungehemmt betreiben kann. Ueber den patriarchalischen Sozialismus dieses Romans führt aber der Schlußakt des „Faust“ merklich hinaus. In den Auslassungen hierüber scheint uns einmal Siebeck's eigene Auffassung vor die Goethe'sche gedrängt. So kommt die eigenartige Identität sittlicher und sozialer Freiheit, wie wir sie in Faust's Prophetie ausgesprochen finden, nicht anschaulich zur Geltung: eröffnet Faust doch ausdrücklich:

„Räume vieler Millionen,
Nicht sicher zwar, doch thätig=frei zu wohnen.“

Und indem er an den „Gemeindrang“ einer „kühn-ernstigen Völkerschlacht“ appelliert, findet er seiner tiefen Weisheit letzten Schluß:

„Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß.“

Von solcher erobernd vordringenden sozialen Kühnheit träumt Faust-Goethe, wenn er will

„Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn.“

Wir meinen hier den bedeutsamen modernen Gedanken herauslesen zu müssen, wie sich soziale und sittliche Freiheit gegenseitig bedingen: durch freie Entfaltung der Fähigkeiten, durch freie Thätigkeit zur wirtschaftlichen Unabhängigkeit — durch freie wirtschaftliche Selbständigkeit zur Unabhängigkeit vom Willen anderer, zur Selbständigkeit des Charakters, zur freien Persönlichkeit!

Die Ueberzeugung Goethe's von dem Eigenwert der Persönlichkeit nimmt Siebeck's Schlußbetrachtung mit gutem Grund als spezifisch deutsch in Anspruch. Aber nicht nur als Verkünder dieses idealsten unserer Güter — meinen wir — bleibt uns Goethe auch weiterhin vorbildlich. Trotz der künstlerischen Grundlage seiner Weltanschauung wächst er zu klarer, weitblickender Erkenntnis der sozialen Aufgaben des modernen Staatswesens empor und mahnt, uns nicht in kleine Mittel zu verlieren, jedenfalls über den Einzelmitteln nicht die großen Gesichtspunkte sozialer Reformen aus dem Auge zu lassen: wirtschaftliche Energie des Gesamtvolkes in großem Stil, kühn vordringenden Erobereremut, — durch Thätigkeit zur Freiheit, durch Gemeindrang zum Wohl jedes einzelnen Volksgenossen! Ohne rastlose Arbeit kein Glück, keine Erlösung vom Uebel:

„Tages Arbeit! Abends Gäste!
Saure Wochen! Frohe Feste!
Seine dein künftig Zauberwort.“ —

„Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen.“

E. W.

Die Kunstschule zu Weimar eröffnet für Frauen.

Mit welcher Freude es mich erfüllt, die neue Errungenschaft bekannt zu geben, fühlen mir alle nach, die jeden Fortschritt für uns Frauen gleichviel, auf welchem Gebiete er zu verzeichnen ist, als Annäherung an das große allgemeine Ziel froh begrüßen. Jeder, der uns Hilfe leistet, sei innigst dankt. Und jeder hilft uns, der gründliche Arbeit von uns fordert. Herr Professor Hans Olde, der für unsere weimariſche Kunstſchule neu gewonnene Leiter, erkennt die erhöhten Zeitbedürfnisse mit unbefangenen Blick und wird ſeine autoritative Stellung zur Verwirklichung derſelben verwerten. Er regte mich dazu an, es weiteren Kreiſen bekannt zu geben, daß vom 15. Oktober ab ſämtliche Lehrfächer der von ihm geleiteten Anſtalt auch den Frauen zugänglich gemacht werden. Weimar öffnet ſeine Thüren bildenden Künſtlerinnen ohne jeden Vorbehalt. Biſher waren Malerinnen die allgemeinen Vorteile nicht gewährt und, da ſie die Lehrmittel nur auf privatem Wege erlangen konnten, ungerechterweiſe gezwungen, ſie viel theurer zu bezahlen. Beſonders ſchwierig war es für ſie, den allerwichtigſten, den Unterricht im Akt zu erhalten, der doch die Grundlage für jeden Zweig der bildenden Kunst bieten ſollte. Denn alles andere in der Natur iſt oder erſcheint doch zufälliger als Struktur und Bewegung des menſchlichen Körpers. Hier unterliegt jede reichſte und jede härteſte Linie, auch das ſcheinbar Abweichende, ſtrengem Geſetz. Das Studium des Akts bedeutet daher die ſtrengſte Erziehung zum Sehenlernen der Verhältnisse. Aller Unterricht wird — dies ſei ängſtlichen Seelen gleich zur Beruhigung geſagt — in getrennten Ateliers erteilt, während die Vorleſungen über Kunſtgeſchichte, Aeſthetik, Anatomie, Perſpektive, phyſikaliſche und chemiſche Farbenlehre, rationelles Malverfahren ꝛc. gemeinſam ſind.

Den zum Malen vorgebildeten Schülern bieten ſich als Lehrer für Figuren, Landſchaft und Tiere die namhafteſten Profefſoren Hans Olde, Theodor Hagen, Max Thedy und Frithjof Smith zur Auswahl an.

Jede geſunde, breite Baſis ſchafft vielen Möglichkeiten Raum. Dem Gedeihen mannigfaltiger Zweige der Kunst iſt neben den zünftigen Grundbedingungen außerdem noch Garantie zuzuſichern mit dem außerordentlich erfreulichen Umſtand, daß es Weimar gelungen iſt, zugleich mit Herrn Prof. Olde auch Herrn Prof. Van der Velde zu gewinnen, eine Autorität auf dem Gebiete Kunſtgewerbe. Ein von ihm geleitetes Seminar für angewandte Kunst iſt der Kunſtſchule angegliedert und kann den heute ſo reich ſich hervordrängenden Talenten dieſer Gattung gerecht werden. Wie anders wertvoll dürfen ſie ſich entwickeln bei einer ſtreng künſtleriſchen Erziehung.

Nur die uneingeſchränkte Gewährung aller nötigen Lehrmittel vermag der heute noch ſo beliebten Halbheit, dem Dilettantiſmus zu ſteuern. Troß der Unumſtößlichkeit dieſer Thatſache wird der oft gehörte Irrtum auch gelegentlich der hieſigen erfreulichen Umſtände wieder laut werden: Durch ein derartiges Entgegenkommen erleichtere man es einem künſtleriſchen Proletariat, ſich breit zu machen. Das „geiſtige Proletariat“ iſt ja eines der Schreckgeſpenſter, womit unſere Gegner die Menſchheit fürchten machen, wenn die Frau nach Vertiefung ihrer Bildung ringt. Als ob Selbſtüberſchätzung, Oberflächlichkeiſt, Unſachlichkeit und wie die ſchädlichen, ſo geduldeten Fehler alle heißen, ein geiſtiges Proletariat biſher verhütet hätten! Als ob die höchſte Forderung an die Leiſtung nicht das einzige Schutzmittel dagegen wäre!

Es war zum Besten keiner Sache, daß man den Dilettantismus bei uns Frauen nicht nur hingehen ließ, sondern ihn thatsächlich befürwortete.

Was unterscheidet den Dilettanten vom Künstler!

In einer pädagogisch-musikalischen Broschüre las ich kürzlich: „Dilettantismus muß immer eine Stufe auf der Leiter zur Kunst sein, sei es auch die unterste.“

Erfüllt von dieser Ueberzeugung und der ganz richtigen Wertschätzung des für ihn Erreichbaren, könnte nun gerade der Dilettant Gutes für die Kunst leisten, sich damit in die richtige in die richtige ehrfürchtige Entfernung rücken und Unberufenen die Unerreichbarkeit klar machen. Leider frönen aber die meisten Dilettanten dem Wahne, es sei ihnen alles erreichbar. Während der echte Künstler auch das Kleine vollkommen auszuführen für schwer hält, ja, während er sich überhaupt nichts als leicht vorstellt, hält der Dilettant auch das Schwerste für leicht, ihm erreichbar. In diesem schlimmen Sinne sind wir Frauen Dilettanten. Aber so beschämend diese Erkenntnis ist. Gutes wird ihr entspringen. Wenn ich die Frau als Lebensdilettantin hier mit einigen Worten zu beleuchten versuche, glaube ich nicht, damit von der Kunst abzuschweifen. Stehen doch Kunst und Leben im engsten Zusammenhang für den gebildeten, nach einer höheren Entwicklung strebenden Menschen. Die werdende Künstlerin hat den gleichen Gesetzen zu gehorchen, wie die um vertiefte Pflichten und Mittel kämpfende Frau.

Für die Bervollkommnung des Lebens, des privaten wie des öffentlichen, ist die Frauenbewegung der wichtigste Faktor. Das wissen alle Frauen, denen die ihnen angewiesene Stellung in Familie und Staat nicht mehr genügt oder, besser gesagt, die sich selbst nicht mehr genügen, nachdem sie ihre Pflichten in vollem Umfange erkannt haben. „Das selbständige Gewissen allein wird Sonne ihrem Sittentage sein.“ Mit oktroyierten Ansichten, wie schmeichelhaft sie auch oft klingen, lassen sie sich nicht mehr abfinden. Ueber die kürzlich im Abgeordnetenhaus erst wieder ausgesprochene Ansicht, die Stellung der Frau sei eine „eigenartig ideale“, schütteln die Gewissenhaften traurig den Kopf. „Eigenartig ideal“ ist eine sehr schöne Bezeichnung für eine sehr bedauernswerte Sache: für die geistige Genügsamkeit der Frau. Wird dieses eigenartige Ideal doch gerade immer dort ins Treffen geführt, wo gerechte Männer unsere Forderungen auf Bildungsfreiheit vertreten! Man pflegt diese geistige Genügsamkeit auch mit dem sehr schönen Namen „Gemüt“ zu benennen. Aber ein Gemüt ohne das gewissenhafte Befinden nach Erkenntnis verdient den Namen nicht; es ist wie Goethe sehr treffend sagt, nichts Besseres als „Nachsicht mit Schwächen, mit eigenen und fremden“.

Unsere Nachsicht mit unseren eigenen Schwächen, Unzulänglichkeiten, Kleinlichkeiten ist groß. Kein Wunder, da man unsere Selbstgenügsamkeit feierte. Um des „eigenartig Idealen“ nicht verlustig zu geben, dürfte sich das Weib von Wissen und Können nicht in die Höhe, nicht in die Tiefe führen lassen. Die Halbheit des Wissens und Könnens, das Zusammenhangslose eines Allerlei sollte verhindern, daß wir die Größenverhältnisse eines Ganzen erkannten, daß wir einen Ueberblick über Ursachen und Wirkungen gewannen. Und diese Absicht ist erreicht worden. Wir wurden uns nicht bewußt, wie verhängnisvoll oder wie segensreich halbes oder ganzes Thun. Gewissenlosigkeit oder Gewissenhaftigkeit des Einzelnen für das Ganze zu sein pflegt. Wir fangen jetzt erst an zu begreifen, daß alle geistigen Mittel dem

hohen Zwecke dienen sollten, das Leben zu einem Kunstwerk ausbauen zu helfen. Und warum begreifen wir das endlich? Weil wir erkannt haben, wie gefährlich die Lebensdilettanten für das Ganze, Allgemeine wurden. Der Lebensdilettantismus ist ungleich verhängnisvoller als der Dilettantismus in der Kunst. Denn während die Kunst von ihren Priestern immer bewacht und beschützt bleiben wird und unbefugte Eindringlinge als solche kennzeichnen kann, schädigten halbe, unreife Begriffe nicht etwa nur das eingeengte Leben dessen, bei dem sie zu beklagen waren, sondern das Leben als Ganzes. Alle ungebrauchte Kraft verschuldet das Zunehmen der Schwäche, verleiht dieser den Schein der Berechtigung. Begriffsloses Thun, gedankenloses Gemährenlassen züchtet Irrtümer, falsche, schädliche Begriffe. Unserer weiblichen Dilettantenmoral, diese bescheidenen Summe seichter, von den Müttern innerhalb der Wohnstube gehandhabter Anstandsbegriffe, ist die Hauptschuld an den furchtbaren moralischen Verheerungen zuzuschreiben. Die das Ganze nicht überblickende Mutter ist in erster Linie verantwortlich zu machen für die Zwiespältigkeit zwischen Staat und Familie, zwischen einer männlichen und weiblichen Moral und Ethik. Zur Lösung schreiender Disharmonien wird die Befreiung der Frau vom Dilettantismus die größte Hilfe sein. Und auf welchem Gebiete sie auch vor sich geht, sie bedeutet niemals nur eine Hebung dieses einzelnen Gebietes, ebenso wenig als irgend eine Veründigung auf die Stelle beschränkt bleibt, die direkt davon betroffen wurde. Alle Lebensfaktoren sind eng mit einander verkettet. Die Kunstgebiete haben sehr darunter gelitten, daß man die Frauen von so vielen Stätten vertrieb, wo sie sich hätten nützlich machen können. Deffnet man die jetzt noch verschlossenen Thüren, so werden die Kunstgebiete damit eine Entlastung von Unbefugten erhoffen dürfen, die sich nur dorthin verirrt hatten. Beschäftigungstrieb ist bei jedem normalen Menschen vorhanden und er hilft sich, wie und wo er kann. Ob der Trieb seine Bestimmung erreicht, Werte zu schaffen, das ist leider bei der Frau noch eine sehr zufällige Sache. Sie ward nicht gelehrt, dem geistigen Gesetze nachzuspüren, dem der Beschäftigungstrieb sich zu unterstellen hat. Das Dilettieren in Malerei und Musik ist bei Hunderten nichts Besseres als geschäftiger Müßiggang. Es genügt solchen Dilettanten, wenn sie mit ihrer sogenannten Kunst sich und einige Anspruchslose amüsieren, sich über einige Stunden des Tages hinweg trügen.

Weil der Dilettantismus auf allen Gebieten so erlaubt, so selbstverständlich war, haben es die Frauen schwer, die gewissenhafte, gründliche Arbeit zu liefern, bestrebt sind. Was bis jetzt, sehr allmählich, an gründlicheren Bildungsmitteln erobert wurde, ist der Ausdauer der mit einer höheren Selbstachtung, mit einer höheren Auffassung der Lebenspflichten durchdrungenen Frauen zu danken. Der harte langwierige Kampf den alle diese aufzunehmen haben, ist insofern nicht zu bedauern, als jeder Kampf eben Kräfte auslöst, ja sehr oft überhaupt erst Kraft von Schwachheit unterscheiden lehrt. Aber dieser Vorteil läßt uns wahrlich nicht das Dankenswerte jedes Entgegenkommens von der anderen Seite her verkennen, ganz besonders, wenn es an autoritativer Stelle zu verzeichnen ist. Eine maßgebende Persönlichkeit vermag in unberechenbarem Maße fördernd auf die Gesinnung der Menge einzuwirken. Gutes Beispiel ist die beste Erziehung, auch in unserer Frauensache. Denn unsere Gegner setzen sich ja nicht etwa zum größten Teil aus Ueberzeugungsmenschen und Prinzipienmenschen zusammen, sondern aus solchen, die Ueberlieferung für das Natürliche halten; daher sind die Waffen, mit denen wir bekämpft

werden, nicht etwa Logik, Ritterlichkeit und Gerechtigkeit, sondern sehr oft Phrase, Geringschätzung und Willkür.

Es kommt also für unsern Fortschritt in erster Linie darauf an, das Gute, Gerechte gewohnter zu werden. Und das ist nur dann möglich, wenn die Zahl maßgebender Persönlichkeiten zunimmt, die für das Gute eintreten. Eine solche Persönlichkeit ist in dem zukünftigen Leiter unserer weimariſchen Kunſtſchule gewonnen.

Herr Professor Olde ſtammt aus der Heimat Guſtav Frenzen's, der ſeinen Jörn Uhl ſagen läßt: „Ich meine, man muß den Andern in ſeinem Eigenen beſtärken, damit man doch einen ganzen Menſchen neben ſich hat. Was ſagen Sie? Eiche und Epheu? Sie ſollen neben einander ſtehen wie ein paar gleiche, gute Bäume. Nur daß der Mann an der Windſeite ſtehen ſoll, das iſt alles.“

Herrn Professor Olde's freiwillige Standpunktnahme zur künſtleriſch arbeitenden Frau verdankt ſich nicht nur dem gerecht empfindenden Menſchen, auch dem unbefangenen blickenden Künſtler. Er glaubt an ein Eigenartiges der Künſtlerin, dem man alle Unterſtützung ſchuldig iſt. Er ſagte mir: „Ich begreife nicht, wie man denken kann, ohne die Mithülfe der Frau in der Kunſt auszukommen.“

Wir freuen uns in Weimar auf das neu werdende ſehr und dürfen wohl annehmen, daß unſere Freude auch andernorts mitempfunden wird. Auf Aspirantinnen der Kunſt, die ihre beſte Arbeitskraft einſetzen und entwickeln wollen, wird der Umſtand eine große Anziehungskraft ausüben, daß ſie hier als oberſte Inſtanz einem Lehrer begegnen, der Kräfte und Werte, Zwecke und Ziele bei beiden Geſchlechtern mit gleichem Maße mißt. Wie erhöht es den Mut, die Freudigkeit der Arbeitenden, wenn ſie wiſſen; wir ſind hier nicht gnadenhalber geduldet, ſondern herzlich eingeladen!

Neben dieſem höchſten inneren Vorteil ſind auch äußere Vorteile zu verzeichnen. Das Honorar für den vollſtändigen Unterricht beträgt jährlich nicht mehr als 120 Mk., zahlbar in drei Raten. Hospitanten zahlen in der Naturklaſſe und den Malklaſſen je 25 Mk. monatlich, im Abendakt 6 Mk. monatlich, in den Vorleſungen für jedes Fach 3 Mk. halbjährlich.

Es werden auch Stipendien verliehen aus der Karl Alexander-Stiftung, der Harrach-Stiftung, der Guaita-Stiftung.

An Unbemittelte werden Freistellen verliehen.

Außerdem beſteht eine Krankenhilfskaſſe.

Noch nähere Auskunft erteilen

Der Direktor
Professor Hans Olde.

Der Sekretär
Professor Förſter.

Kunſtſchule,

Weimar darf ſich wohl rühmen, als Aufenthaltsort für fleißige Arbeiter ganz beſonders geeignet zu ſein. Ablenkungen, wie ſie die Großſtadt mit ſich bringt, fallen hier weg, und Erholung in friſcher Luft iſt durch die anmutige Lage, beſonders durch den herrlichen Park zu jeder Stunde ermöglicht. Ich hoffe und glaube, daß wir viele Jüngerinnen der Kunſt bei uns begrüßen werden, und ruſe allen ein herzliches „Willkommen!“ entgegen.

Natalie v. Milde.

Wie Künstlerinnen über die Liebe denken.

Man sammelt Aussprüche großer Männer, warum nicht auch Aussprüche von Damen, von welchen die Welt wenigstens für kurze Zeit — spricht! Sind diese Aussprüche auch nicht immer von großem Wert, so sind sie mindestens interessant und pikant genug. Seit Jahren, so plaudert Adolf Oppenheim im „Neuen Wiener Tagebl.“, sammelte ich die geflügelten Sätze bedeutender Künstlerinnen, welche ein sprechendes Zeugnis abgeben, wie die Damen vom Theater denken, reden schreiben. Und sie schreiben viel, sehr viel — die Damen vom Theater. Ich will allerdings nicht die Theorie aufstellen, daß man die Damen (vom Theater) nach den Worten zu beurteilen habe — aber ein gewissenhafter Feuilletonist, der Glossator des Tages, soll nicht taub oder blind für originelle Aussprüche berühmter Persönlichkeiten sein, und verginge der Ruhm auch nur mit dem Wechsel des Windes, mit dem Hauch der unruhewollen Zeit. Man kann z. B. über die Funktionen des menschlichen Herzens eigene Gedanken haben, die Damen vom Theater haben, und dies ist historisch, die eigenartigsten.

Den ersten Grundsatz über die Funktionen des menschlichen Herzens beim Theater stellte die berühmte Schauspielerin Adrienne Lecouvreur auf; sie behauptet kurz in einem Schreiben an ihren Kollegen Sallé: „Das Herz einer Schauspielerin muß für das Publikum nur auf der Bühne sichtbar sein. Wenn das Herz sich außer dem Theater zu fühlen beginnt, hört für uns der gute Ruf auf.“ Ihre Kollegin Sophie Arnould war darin bündiger, ein Ausspruch der großen Künstlerin giebt über die Funktionen ihres Herzens besseren Aufschluß. „Wer sein Herz nicht schützen kann, ist eben schwach, und es ist ja der Vorzug unseres Geschlechts, schwach zu sein.“

Die allzeit witzige Dejazet zeigte im Ausspruch über Herzensangelegenheiten eine reizende Offenheit; so sagte sie mit liebenswürdigem Lächeln: „O, der, welcher uns liebt, ist weniger zu bedauern, als der, welchen wir lieben.“ — „Die Jugend würde sehr oft auf dem Wege stehen bleiben, wozu nicht die Eitelkeit ihr Gesellschaft leistete.“

Die Tragödin Gistori hatte in Bezug auf Liebe ihre bestimmte Ansicht: „Ich halte“, sprach sie treuherzig, „die Liebe zum Manne für eine zwingende Notwendigkeit des Weibes, so lange es gar so viele Vertreter des männlichen Geschlechtes giebt!“

Die große Tragödin Rachel hat eigene Grundsätze: „Eine Künstlerin, die nicht liebt“, sagt sie, „hat keine Leidenschaft; und Leidenschaft erzeugt Leidenschaft. Nur das heilige Feuer der Liebe stählt mich für meine Kunst.“

Eleonore Duse drückt die Leidenschaft in folgenden Worten aus: „Wer nie geliebt, kann keine Komödie spielen! Wer hassen kann, kann auch lieben. Es giebt Schauspielerinnen, die beides nur im Leben kennen.“ Auch über den Kuß denkt die Künstlerin echt: „Wer fühlt, dem bekommt das Küssen schlecht!“

Sarah Bernhard faßte die Liebe vom moralischen Standpunkte auf, indem sie über dieselbe sich in Folgendem äußert: „Der Verstand, der Geist, der Witz sind männlich, die Liebe ist weiblich, sie gehört unserem Geschlecht voll und ganz; nur wir fühlen wahre Liebe, geben sie mit unserem Herzen und tauschen dafür die Hoffnung ein.“ Unsere deutschen Künstlerinnen dachten und schrieben über dieses Thema gelassener. Die große deutsche Tragödin

Sophie Schröder schrieb: „Mit der Liebe muß die Künstlerin das Defizit decken, welches ihr die bürgerliche Gesellschaft bereitet.“

Die unvergeßliche Julie Rettich drückt sich darüber sehr bestimmt aus: „Man irrt, wenn man glaubt, Liebe und Tugend sei beim Theater selten, denn wären sie selten, so würden sie mehr gelten.“ Die einst gefeierte Tragödin Lila Bulhowsky ist treuherzig genug, zu bekennen: „Seit meinem siebzehnten Jahre ist mir die Liebe ein ebenso großes Bedürfnis, wie die Begeisterung beim Spiel. Ich habe nie begriffen, wie man von einer Leidenschaft sprechen kann, bei welcher nicht Liebe oder Haß Hauptfaktoren sind.“ Wiens große Soubrette alter Zeit, Therese Krones, charakterisierte im Punkt der Leidenschaft selbst in den Worten: „Bei mir sind Lieb' und Leid zwei unzertrennliche Gefährten, und wenn ich zehn Leben hätt' für einen Mann, der mich so recht ordentlich liebt — ich gäb' sie mit Vergnügen hin.“ Josephine Gallmeyer sprach sich über diesen Punkt gewählter aus, obwohl sie, durch ihre Leistungen zum Liebling der Wiener geworden, sich manches freie Wort auf der Bühne erlauben durfte: Liebe ist der Champagner im Leben der Frau. Und ich liebe den Champagner, daß heißt, wenn er gut ist.“

Maria Geistinger meinte: „Die Lebensflugheit gebietet den Damen des Theaters, sich lieben zu lassen, das seelische Bedürfnis erheischt von ihnen — zu lieben.“ Die einst so gefeierte Berliner Soubrette Ernestine Wegner äußerte sich: „Schon die geringen Gagen der Schauspielerinnen schreiben ihnen vor: „Laß Dich lieben — das Herz: Liebe den, der Dir gefällt.“ Tiefen Ernst bezeugen die Worte Clara Ziegler's: „Die Sittlichkeit einer Schauspielerin ist die Anweisung für ihre ehrliche Treue, und gerade durch das Vorurteil gegen uns muß eine Künstlerin jene Anweisung mit einem großen Kapital Liebe in die Ehe bringen!“ Die einstig so humorvolle komische Alte des Berliner Hoftheaters, Frau Frieb-Blumauer, pflegte zu sagen: „Die Liebe ist ein Fieber; man ist froh, es hinter sich zu haben!“ Die einst gefeierte Tänzerin Marie Taglioni schrieb: „Das Jugendfeuer der ersten Liebe macht stürmisch — die zweite verlangend, die dritte bringt eine Mischung von der ersten und zweiten mit der Devise: „Jetzt oder nie!“ hervor. Auguste Wilbrand-Bandius meint! „In Herzensfragen habe ich immer strengste Diskretion am längsten gegen mich selbst bewahrt — wenn nicht mehr, dann freilich wurde aus dem Herzen die größte Quelle unsagbaren Glückes, welches mir durch das Leid für einige Augenblicke getrübt wurde.“ Mit einem Wort der Ilka Palmay über den Punkt Liebe im weibliche Leben wollen wir unsere Aussprüche schließen: Als die Palmay gefragt wurde, ob sie sich ein weibliches Wesen, eine Künstlerin denken könne, welche nie Liebe empfunden, antwortete sie: „O ja, wenn das Weib vor der Geburt begraben wurde. Ich halte die Liebe nicht nur für eine süße, notwendige Gewohnheit, sondern auch für den Paprika des weiblichen Lebens!“

Schlaf-Mittel.

Von Dr. med. J. H. Kellogg.

Es giebt viele Menschen, chronisch Leidende und auch andere, die nicht schlafen können. Die Hauptursache in den meisten Fällen ist, daß sie nicht arbeiten. Die Bibel sagt: Wer nicht arbeitet, der soll auch nicht essen; die

Natur sagt: Wer nicht arbeitet, soll auch nicht schlafen. Die Arbeit ist gerade so notwendig für den Schlaf wie für den Appetit; und der Mensch muß sich den Appetit erst erarbeiten. Gerade so geht es mit dem Schlaf; will jemand einen gesunden erfrischenden Schlaf haben, so muß er arbeiten. Der chronisch Leidende führt meistens eine sitzende Lebensweise, er hat keine Kraft für Bewegungsmachen. Weil er aber nicht arbeitet und sich keine Bewegung macht, sammeln sich gewisse Gifte in seinem Körper an, die nicht ausgeschieden werden; hierdurch werden die Nervenzellen gereizt und halten ihn wach.

Die im Freien ausgeführten Bewegungen erzeugen Stoffe, welche wiederum Schlaf hervorrufen. Wenn ein Knabe vom Spiel heimkommt und sich beim warmen Feuer niederläßt, so dauert es keine fünf Minuten und er ist eingeschlummert. Begiebt er sich nach solch tüchtigem Laufen und Spielen zur Ruhe, so wird sein Schlaf süß und erfrischend sein, gleich dem eines Säuglings. Dies kommt durch die in seinem Körper angesammelten Stoffe, die ihn einschlafen machen, und dies ist auch der Grund, weshalb der Schlaf eines Arbeitsmannes so süß und fest ist. Hierdurch erklärt es sich, weshalb Bewegung ein Schlafmittel ist.

Andererseits sammeln sich während des Schlafens beim Menschen allmählig Stoffe an, welche Konvulsionen, Zuckungen hervorrufen und nach acht bis neunstündigem Schlaf, manchmal auch in noch kürzerer Zeit, bilden sich im Körper eine genügende Menge dieser Stoffe, die ab und zu kleine Explosionen in den Muskeln verursachen. Die Glieder fangen an zu zucken, der Betreffende wird unruhig, wirft sich von einer Seite auf die andere, bis er endlich infolge der Reizwirkung dieser Giftstoffe erwacht.

Nimmt man z. B. einen chronisch Leidenden; er arbeitet nicht, weil er keine Kraft dazu hat, infolgedessen fehlen die Schlaferzeugenden Stoffe, die sich auf natürliche Weise durch Bewegung bilden; daher wirft er sich im Bett hin und her, und kann nicht schlafen. Statt dessen ist sein Körper mit den während der Unthätigkeit sich bildenden Giften angefüllt und diese wirken reizend und erregend auf die Nerven. Die betreffende Person fühlt sich unbehaglich, das Gehirn ist aufgeregt, sie muß beständig denken und kann nicht damit aufhören. Die Beine zucken, sie kann keine bequeme Lage finden; sie legt sich bald auf eine, dann wieder auf die andere Seite, aber sie kann sich nicht solange ruhig verhalten, um einzuschlafen.

Was kann man nun thun gegen Schlaflosigkeit? Vor allem müssen wir die physiologischen Thatsachen verstehen, um die physiologische Behandlung zu erkennen. Wir dürfen nicht nur fragen: „Was verschafft einem Menschen Schlaf?“ Dies ist durch mancherlei Mittel zu erreichen, Bromide, Opium, Alkohol, Chloroform oder Aether können dies thun. Aber der hierdurch hervorgerufene Schlaf ist nicht erfrischend, und man muß stets mit den Folgen rechnen, die nachkommen.

Was wir für einen an Schlaflosigkeit Leidenden thun sollen, ist, ihn in solche für Schlaf günstige Umstände zu bringen — in einen Zustand, der natürlichen Schlaf hervorruft. Können wir dies fertig bringen, dann entfernen wir auch zugleich die Ursache der Schlaflosigkeit. Nehmen wir z. B. jemand, der ein Bein gebrochen hat: Er ist an gesunden Schlaf gewöhnt, weil er schwer arbeitet und sich seinen Schlaf verdient. Jetzt kann er aber nicht schlafen, weil er sich keine Bewegung machen kann. Um nun bei ihm natürlichen Schlaf hervor zu rufen, müssen wir ihn irgendwelche Bewegung machen lassen. Einige einfache passive Bewegungen, wie Gliederbeugen,

thun für diesen Zweck gute Dienste, wenn ausreichendere Bewegung unmöglich ist.

In Wirklichkeit hat niemand eine Entschuldigung, unthätig und träge zu sein. Vor noch nicht langer Zeit sagte jemand zu mir: „Ich kann mir keine Bewegung machen, ich bin Student und habe keine Zeit dazu.“ Aber selbst der am Schreibtisch Sitzende kann sich Bewegung machen, ohne mit seiner Arbeit innohtht. Einfaches Strecken des Armes und ihn dann völlig still halten, giebt den Muskeln schon Arbeit; nach ungefähr zwei Minuten wird der Arm so ermüdet sein, daß er nicht länger so gehalten werden kann. Ferner: Man lasse beide Arme seitwärts hängen, spanne alle Muskeln an, spreize die Finger und halte sie eine Zeitlang so; oder: Man ziehe ein Bein gebeugt fest an den Körper, mache es steif und halte es in dieser Stellung; man wird überrascht sein, wie dies ermüdet.

Man kann alle Kraft in einer Muskelpartie anwenden, um den Versuch zu machen, das eine Glied in Bewegung zu setzen, in anderer Weise kann man wieder alle Kraft aufbieten, um es still zu halten. Dies ist eine ebenso schwere Arbeit als ob man ein schweres Gewicht aufhebt, und die Muskeln arbeiten bei derlei Uebungen gerade so schwer wie bei wirklicher Arbeit. Man mache die Muskeln straff und halte sie in solcher Lage und in Zeit von fünf Minuten wird man gehörig schwitzen. Es können eine Menge Bewegungen des Kopfes, der Glieder und des Rumpfes von derartig Leidenden vorgenommen werden, und erlangen sie dadurch dieselbe Wohlthat wie bei guter, schwerer Bewegung. Alle diese Uebungen kann der zur Unthätigkeit gezwungene Leidende allein ausführen, ohne die Hilfe anderer.

Wer es kann, sollte zwei bis drei Stunden vor dem Schlafengehen arbeiten. Crifson, der große Erfinder, machte es sich zur Lebensregel, zwei Stunden vor dem Schlafengehen spazieren zu gehen, mochte es gutes Wetter sein oder regnen und stürmen. Diese Gewohnheit hielt sein Gehirn thätig, denn es sicherte ihm erfrischenden Schlaf. Auch von dem großen Dichter Bryant ist bekannt, daß er täglich systematische und kräftige Bewegungen machte. Er trieb Gymnastik als erstes am Morgen und letztes am Abend; er ging täglich $1\frac{1}{2}$ Meilen, benutzte niemals Straßenbahnen, Kutschen oder Aufzüge, nur um den Segen und die Wohlthat der Arbeit zu genießen. Viele Menschen besitzen aber nicht die Willenskraft, dies durchzuführen. Sehr oft, ja meistens wird ein Geschäftsmann oder Advokat u. auf seinem Heimweg einen Wagen benutzen, nur um die Welt sehen zu lassen, daß er nicht nötig hat, zu Fuß zu gehen. Dieser Mann beraubt sich selbst einer der besten Gaben — des Segens eines gesunden Schlafes — er hat sich nicht das Recht, gesund und fest zu schlafen, verdient und daher kann er es auch nicht.

Franz von Lenbach über moderne künstlerische Entwicklung.

Professor Dr. Franz von Lenbach hat der Gysis-Monographie von Marcel Motadon (Velhagen & Klasing) ein Vorwort zum Gedächtnis seines unlängst verstorbenen Freundes, des aus Griechenland stammenden Malers Münchener Akademie-Professors Nikolaus Gysis, vorangeschickt. Es ist eine Art künstlerisches Glaubensbekenntnis, in dem der Meister deutscher Bildnismalerei sich offen und entschieden über moderne künstlerische Entwicklung geäußert. Mit gütiger Erlaubnis des Herrn Prof. von Lenbach ist die

„Korrespondenz für Kunst und Wissenschaft“ in der Lage, das interessante Vorwort weiteren Kreisen mitzuteilen. Der Meister schreibt:

„Ich glaube nicht, daß irgend eine Epoche der ruhigen zielbewußten Entwicklung begabter Maler so ungünstig gewesen ist als die unsrige. Die fortlaufende Tradition ist jählings unterbrochen. — Der erste beste Anfänger hält es für das einzig richtige, direkt an die Natur zu gehen und sich von den „längst überwundenen Standpunkten“ seiner Vorgänger thunlichst frei zu machen. Wer keck genug ist, ohne Wahl und Geschmack sein Selbstgeschautes, wenn auch in abschreckender Weise, auf Leinwand zu bringen, der bildet sich ein, er habe die Kunst erfunden. Auf keinem anderen Gebiete als leider dem künstlerischen wäre es denkbar, daß der junge Nachwuchs die Erfahrungen der Generationen von früheren einfach mißachtete und dekretierte: „Mit mir fängt die Entwicklung von vorn an.“ Wenigstens würde es recht merkwürdige Folgen haben, wenn in Sachen der Wissenschaft oder Industrie jemand sich aus Selbständigkeitswahn nicht mehr der schon gewonnenen Vorteile bedienen und die Grundlagen des Handwerks so außer Augen setzen wollte, wie es in Bezug auf unsere Kunstmittel geschieht. Sich gründliche Kenntnis der Maltechnik zu verschaffen, gilt als veraltet und ganz überlebt — und doch waren gerade die geistigsten, im höchsten Sinne künstlerisch begabten alten Meister am meisten auf Bervollkommnung der Technik bedacht; aber sie wurden eben gewissermaßen schon in dem Wasser geboren, darin sie künftig schwimmen sollten, während sich heutzutage jeder das Wasser, das sein Lebenselement werden soll, erst mühsam selbst herbeischleppen muß. Beim Hinblick auf unsere heutige „originelle“ Kunstjugend muß ich bisweilen an Goethe's Verse denken:

„Ein Quidam sagt, ich bin von keiner Schule,
Kein Meister lebt, mit dem ich buhle;
Auch bin ich weit davon entfernt,
Daß ich von Toten was gelernt —
Das heißt, wenn ich ihn recht verstand:
Ich bin ein Narr auf eigne Hand!“

Jedenfalls ist die jetzige Methode, nach der es nur noch Meister und keine Lehrlinge mehr giebt, sehr kraft- und zeitraubend, da der Einzelne nicht mehr durch die Erfahrungen seiner Vorfahren, sondern überhaupt erst durch eignen Schaden klug wird. Da die Akademien auf eine gediegene technische Ausbildung und gründliche Kenntnis der Kunstmittel bei den Schülern nicht genug sehen, da ferner auch die Werke der alten großen Meister, die allein als leuchtende Vorbilder für uns alle dienen können, oft nur in wenig würdiger Weise der Beschauung zugänglich gemacht werden, sodaß sie nicht zu voller Wirkung gelangen und den Studierenden eher noch verwirren, so ist dem letzteren sein Weg sehr erschwert. Gysis war einer der wenigen, die als Lehrer mit ganzer Innigkeit und Leidenschaft die grundlegenden Prinzipien der Kunst, im Einklange mit den großen Vorbildern der Vergangenheit, der Jugend einzuprägen bestrebt sind. Er wußte genau, daß man sich nie sorgfältig genug vorbereiten, nicht energisch genug nach der vollen Herrschaft über die Mittel streben kann, wenn man sich der höchsten Wirkungen versichern will.

Leider kennen wir von den Anfängen der Technik sehr wenig, und noch weniger von der griechischen Malerei, die doch gewiß auf gleicher Stufe mit der göttlichen Plastik und Architektur der Griechen stand. Wir haben ja bloß die Ausläufer dieser Malerei in Pompeji und den Kaiserpalästen (bei Prima Porta u. s. w.) und wissen nur, daß die Technik nie ganz verloren ging, sich

nach Byzanz flüchtete und durch das Mittelalter hindurch im Dunkeln fortbestand, bis sie in der großen Zeit der Renaissance eine völlige Auferstehung feierte. Der zuchtlose Geist, der nun durch die heutige Welt geht, bewirkt und begünstigt die Auflehnung gegen jede anerkannte höhere Macht und sieht ein Hindernis der freien Entwicklung in der Dankbarkeit gegen diejenigen, die der Menschheit durch ihr begeistertes Schaffen die höchsten Genüsse bereitet haben. Was jene geleistet — meint man —, möchte für ihre Zeit ganz löblich gewesen sein, — sie aber, die Kinder der neuesten Zeit, dürften nicht rückwärts schauen, nichts von den Alten lernen, nicht einmal die Mittel von ihnen annehmen, mit denen jene Großen ihre unvergänglichen Wirkungen erzielt haben. Denn sie bilden sich ein: wenn sie sich an der Hand der bewunderten Meister leiten ließen, den Weg zur Wahrheit und Natur nicht zu finden, der doch nicht zu verfehlen sei, wenn man nur den Mut habe, mit Scheuklappen gegen fremde Eindrücke vor den Augen der eigenen wertigen Nase nachzugehen. Nur Neues, nie Dagewesenes muß probiert, Sensation muß gemacht werden. Während selbst die Akademien mit dem neuesten Symbolismus, unverstandenen Naturalismus und einer verrückten Violetten- und Grünseherei infiziert sind, war Gysis im Gegenteil bedacht, durch die sanftesten, zartesten Mittel eine tiefe, rührende Wirkung hervorzubringen.“ A. R.

Die Presse und die Psycho-Physiognomik.

Alle Freunde unserer Sache, besonders aber alle geschätzten Mitglieder werden gebeten, an den Orten wo sie wohnhaft sind, entsprechende Notizen und Artikel in ihren Ortsblättern zu veröffentlichen. Jede Zeitungsredaktion ist bekanntlich gern bereit, Neues zu berichten und unsere Psycho-Physiognomik ist etwas Neues und noch neuer und mindestens ebenso interessant ist es für unsern Bund Propaganda durch die Presse machen, dies ist Ehrenpflicht jedes Bundesmitgliedes. Gewöhnlich werden der Erfahrung nach, lange Artikel abgelehnt, aber treffende Notizen und kurze Berichte stets gern angenommen.

Mit Material steht die Bundes-Centrale in Detmold gern zu Diensten.
(Die Redaktion.)

Rudolf Virchow †.

Am 6. Sept. d. J. nachmittag 2 Uhr ist im 81. Jahre Rudolf Virchow in Berlin gestorben. Die Kulturwelt hat einen Fürsten der Wissenschaft verloren, die deutsche liberale Bewegung einen ihrer besten Führer, das deutsche Bürgertum einen herrlichen Vertreter von Bürgerstolz und Bürgerschlichkeit. Naturgemäß wendet sich heute der Gedanke zurück auf die Feier des 80. Geburtstages, am 13. Oktober vorigen Jahres, als die gesamte wissenschaftliche Welt dem schlichten Gelehrten huldigte. Nur andeuten kann man den überreichen Inhalt seines Lebens voll ungeheurerer konzentriertester Arbeit. Ärzte schreiben heute, daß der Lebensarbeit dieses Mannes auch nur nachzugehen, ein Lebenswerk erfordere. Die bloße Aufzählung seiner grundlegenden Arbeiten würde schon viele Spalten füllen. Am 13. Oktober 1821 ist, in einer bescheidenen Kleinbürgerfamilie im pommerschen Städtchen Schivelbein, Rudolf Virchow geboren. Nach Absolvierung des Gymnasiums zu Köslin studierte er Medizin und Naturwissenschaften in Berlin. Im Jahre 1844 wurde er Assistent an der Charité und 1847 Privatdozent an der Universität.

Der geniale junge Gelehrte wurde von der Regierung als Assistent des Obermedizinalrat Varez 1847 nach Oberschlesien, entsandt, um den dort wütenden Hungertyphus zu studieren. Virchow, mit der wissenschaftlichen Untersuchung des speziellen Charakters dieser Epidemie beauftragt, behandelte die Sache weit gründlicher als seinen Auftraggebern angenehm war, und gelangte auf Grund der vorgefundenen Zustände in seinen „Mitteilungen über die in Oberschlesien herrschende Typhus-Epidemie“ zu einer Anklage gegen das ganze herrschende System in Preußen, indem er neben den rein medizinischen Thatsachen auch die historischen, wirtschaftlichen und sozialen Gründe der intensiven Wirkung dieser Epidemie darlegte. Er kam dabei zu sehr unterschiedenen politischen und sozialen Forderungen die in der Formel gipfelten: volle und unumschränkte Demokratie. Die Hebung der Kultur durch Förderung der Bildung, Freiheit und Wohlstand, das stellte er als das Erstrebenswerte zur Ueberwindung solcher Uebelstände hin. Jene oberschlesische Studienreise hat für seine weitere politische Entwicklung den Ausschlag gegeben. Seine Untersuchungsergebnisse machte er in einem Vortrage, den er in der Gesellschaft für wissenschaftliche Medizin hielt, weiteren Kreisen bekannt, und in dem ausführlichen Berichte, den er später in seinem „Archiv“ veröffentlichte, sprach er offen sein politisches Glaubensbekenntnis aus: „Ich war mit meinen Konsequenzen fertig, als ich von Oberschlesien nach Hause zurückeilte, um angehts der neuen französischen Republik bei dem Sturz unseres alten Staatsgebäudes zu helfen, und ich habe später kein Bedenken getragen, jene Konsequenzen in der Versammlung der Wahlmänner des 6. Berliner Wahlbezirks für die deutsche Nationalversammlung darzulegen. Dieselben fassen sich in drei Worte zusammen; volle, unumschränkte Demokratie.“

Wie es des Landes der Brauch war für diejenigen, die freiheitlich gesinnt, „ihr volles Herz nicht wahrten“, so wurde der junge Gelehrte abgelehnt. Virchow begab sich nach Würzburg. Im Jahre 1852 untersuchte er im Auftrage der bayerischen Regierung die Ursachen der Rot im Speffart, und seine Arbeit darüber schloß er im Jahre 1852, vor nunmehr einem halben Jahrhundert, in treuem Festhalten an der in Oberschlesien gewonnenen sozialpolitischen Einsicht mit dem Satze: Bildung, Wohlstand und Freiheit sind die einzigen Garantien für die dauerhafte Gesundheit eines Volkes. Nach sieben Jahren fruchtbarster wissenschaftlicher Thätigkeit stellte ihn die Berliner Universität unter besonders ehrenvollen Bedingungen als Professor der pathologischen Anatomie wieder an. Der Ruhm des genialen jungen Gelehrten begann sich auszubreiten. In dieser Zeit legte Virchow den Grund dazu, daß man mit Fug und Recht von einem „Zeitalter Virchows“ in der Medizin reden kann. Sein Hauptwerk, die „Zellulärpathologie“, erschien 1858. Ueber seinen Inhalt ein paar Worte.

Als Virchow seine Studien begann, war die Medizin in zwei große Lager geteilt. In dem einen saßen die Vorkämpfer der naturwissenschaftlichen Richtung. Johannes Müller an der Spitze, im anderen suchten die Anhänger der alten Richtung ihre vorantstulichen Theorien zu verteidigen. Die junge Generation ging zu Johannes Müller in die Schule, der da lehrte: rein naturwissenschaftlich muß alles erklärt werden. Und eine alles umgestaltende Entdeckung war gerade damals aus Müllers Schule hervorgegangen, die, daß die kleinsten Bausteine so des pflanzlichen wie des tierischen Organismus die Zellen seien. Hier setzt nun Virchows Forscherthätigkeit ein. Er macht sich die Zellenlehre ganz zu eigen, befreit sie von ihren Fehlern, reformiert sie

von Grund auf und überträgt, was vom gesunden Körper gilt, auch auf den Kranken. Das ist die grundlegende Errungenschaft der bahnbrechenden Forschungen Virchows, die nun der Ausgangspunkt des gesamten neueren medizinischen Forschens werden sollte. Sie lehrt: Der „Mensch“ ist ein „Zellenstaat“, in dem jede Zelle einen Bürger repräsentiert; die Gewebe des Körpers (Muskel-Knochen u. s. f.) sind die verschiedenen arbeitenden Gesellschaftsschichten dieses Zellenstaates, und „Krankheit“ in ihrer tiefsten Quelle ein Konflikt in diesem Staate, zwischen seinen auf Arbeitsteilung zum Wohle des Ganzen verpflichteten Staatsbürgern. So sind von Virchow alle Lehrer und Forscher der neuen Medizin an den deutschen Universitäten und fast in aller Welt ausgegangen. Klassisch ist sein Handbuch der speziellen Pathologie und Therapie. Seit Anfang der 60er Jahre wandte Virchow auch der Anthropologie und der neu auftretenden Vorgeschichte des Menschen seine Aufmerksamkeit zu und hat behufs eingehender Studien auf diesem Gebiete, Kleinasien, Griechenland und Ägypten bereist; sein Eintreten für Schliemann trug viel dazu bei, diese genialen Autodidakten zur allgemeinen Anerkennung zu verhelfen. Ueberall wirkte Virchows geniale Initiative. Auf dem festen Grunde seiner naturwissenschaftlichen Weltanschauung erhob sich das feste Gefüge einer Fülle von Einzelwissen, wie es wenige Menschen je besessen haben. Getreu seiner demokratischen Gesinnung hat er Unendliches gethan für die Popularisierung des Wissens, getreu dem Grundsatz, Wissen ist Macht, ist Freiheit und Gesundheit. Die wissenschaftliche Arbeit Virchows, seine Untersuchungen über Chlorose und Chimoze, seine klassischen anthropologischen und entwicklungsgeschichtlichen Forschungen seien noch erwähnt.

Als Stadtworwardner von Berlin war der unermüdliche Arbeiter Schöpfer einer Reihe von muster-giltigen sanitären Einrichtungen.

Unermüdlich wie der Gelehrte war der Politiker Virchow. Als einer der Mitbegründer der Fortschrittspartei hat er allezeit in ihrer vordersten Reihe für die freiheitlichen Ideale gekämpft. Er hat dem preussischen Abgeordnetenhaus seit 1862, dem Reichstag von 1880 bis 1893 angehört. Bei aller Sachlichkeit des Inhalts seiner Reden ist er jederzeit ein scharfer Debattand gewesen, und in der Konfliktzeit geriet er mit Bismarck, dem er unverblümt seine Meinung sagte, bald so hart aneinander, daß Bismarck ihn zum Duell herausforderte. Das Wort vom „Kulturkampf“, von ihm in seiner weiten und edlen Bedeutung gefaßt, als Kampf des Lichts wider die Finsternis, der Freiheit wider die Reaktion, der Erkenntnis wider die Unvernunft, rührt von ihm her. Er ist 1869 schon dafür eingetreten, daß durch internationale Vereinbarung eine allgemeine Verminderung der drückenden Heereslast angestrebt werde. Hervorragend war seine budgetäre Arbeit, die er als Vorsitzender der Rechnungskommission geleistet hat.

„Ein Leben voll Mühe und Arbeit ist keine Last, sondern eine Wohlthat.“ Das war das Thema, das Virchow seinerzeit als Gymnasialabituier bearbeitet hat. Es ist sein Leitwort geblieben, wie seine demokratischen Grundsätze der Leitstern seines öffentlichen Wirkens geblieben sind. Virchow ist das hohe Beispiel der höchsten Bürgertugend, treu dem Ideal, rein und selbstlos im Beruf und in politischer Arbeit unermüdlich schaffend thätig geblieben. Dies ganze Leben war ein hehrer Gottesdienst, im schönsten Sinne, für die fortschreitende Menschheitskultur. Sein Volk und die Kultur-menschheit dankt es diesem einzigen Manne in einem Angedenkewoll Verehrung.

Nachtrag.

So berichtet die Frankfurter Kleine Presse, ich erkläre, daß Virchow ein fleißiger Gelehrter, aber lange noch kein Geistesfürst sondern Vieles Reklame war, denn er hat auf psychologischen Gebiete, eins der wichtigsten für den Menschen und für menschliche Kulturentwicklung soviel wie nichts geleistet, ja, er war geradezu blind für derartige Fragen, ihm fehlte gänzlich das dazu gehörige Talent. Auch sündigte unbewußt Virchow sehr, indem er für die Vivisektion eintrat, das Impfgesetz durchgesetzt hat, beides eine Geißel des deutschen Volkes. Sonst war Virchow ein guter Beobachter und wirklicher Naturforscher, ein fleißiger, nüchterner Mann und ausgezeichnete Staatsbürger, indem er nicht kleinlich dachte in staatlichen Dingen, sondern das Volkswohl ehrlich ins Auge faßte. Wo er gewirkt hat, war es Schwäche oder im guten Glauben, sein Streben war frei und ehrenhaft und die Wissenschaft hat er wirklich durch manche seiner Forschungen bereichert.

C. Huter.

Ehescheidungs-Inserate.

Man schreibt aus London: Heirats-Annoncen sind ja ein nur zu sehr verbreitetes Produkt unserer modernen Kultur, und die Zeitungsleser aller Länder sind bereits so daran gewöhnt, daß sie nur in den seltensten Fällen noch etwas Anstößiges darin finden, wenn jemand „auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege“ einen Lebensgefährten oder eine Lebensgefährtin sucht. Ja, man hat sogar gehört, daß solche Ehen zeitweise sehr gut ausschlagen. Es dürfte aber doch manchem Leser neu sein, daß auch viele verheiratete Leute — in diesem Falle nur Frauen — auf demselben nicht mehr ungewöhnlichen Wege eine Ehescheidung erstreben. Unter der gemischten und gemengten Bevölkerung im Gebiete von Ost-London ist dies sogar etwas Alltägliches. Man braucht dort nur das erste beste, in „jüdischer“ Sprache mit hebräischen Buchstaben gedruckte Zeitungsblatt aufzuschlagen, um auf derartige Bekanntmachungen zu stoßen. Nehmen wir nur eins als Beispiel vor. Es ist von einer in Aldgate wohnhaften jüdischen Handelsfrau eingesetzt, die ihren Mann darin auffordert, entweder zu ihr zurückzukehren oder ihr „eine Scheidung“ zu schicken. Die Ueberschrift des Inserates lautet: „Ikh zikh miin mann“, auf deutsch: „Ich suche meinen Mann“. Es wird dann erzählt, daß der gesuchte Mann seine Familie verlassen hat, daß es der Frau indessen gelungen ist, ein Geschäft zu gründen und im Gang zu erhalten, was ihr jedoch allein schwer fällt. Der Mann wird nun aufgefordert, zurückzukommen und ihr zu helfen oder aber „ihr sofort die Scheidung zu schicken, damit sie daheim nach Rußland zu ihren Eltern könne.“ Das Bemerkenswerteste an der Anzeige ist, daß sie mit großer Offenheit abgefaßt ist. Name und Wohnung sind genau angegeben, und alle übrigen Angaben zeigen einen so einfachen und geschäftsmäßigen Ton, daß man unwillkürlich auf den Gedanken kommt, ein solches Ehescheidungs-Inserat könne nichts Ungewöhnliches sein. Und das ist es in der That auch nicht. Es handelt sich um ein Geschäft, das sich alle Tage auf ziemlich dieselbe Weise abspielt und das für die in Frage kommenden Parteien im höchsten Grade charakteristisch ist, charakteristisch für das fremdartige Leben und Treiben im Ghetto von Ost-London. Die Scheidung, von der das Inserat spricht, ist selbstverständlich keine Ehescheidung nach dem englischen Gesetz, sondern das sogenannte rabbinische „ghet“, das nach dem mosaischen Gesetz der Mann seiner Frau zuschicken und so ihrer ledig werden

kann. Aber für alle praktischen Zwecke, soweit die jüdischen Einwohner in Whitechapel in Betracht kommen, ist das „ghet“ gerade so viel wert, wie eine vom höchsten englischen Tribunal ausgestellte Ehescheidungsurkunde. Wenn, wie es in dem oben erwähnten Inzerat gesagt wird, die Frau nach Erhalt ihres „ghet“ nach Rußland zurückkehrt, so ist die Scheidung dort nach dem moskowitzischen Gesetz gültig, denn die Juden haben im russischen Reiche, das Privilegium eigener Ehegesetze. Die Frau kann in Rußland wen sie will, und wenn sie, was in den meisten Fällen geschieht, einen Mann findet, zum zweiten, dritten Male heiraten. Und auch wenn sie es vorzieht, die Gastfreundschaft Großbritanniens weiter zu genießen, finden sich im Ostende Londons zahlreiche Rabbiner, die sie oder ihn wieder ehelich verbinden. Das geschieht in den meisten Fällen bei einer „Shtille Hupa“, oder, wie man hier auch oft sagt, einer „Sonnabendabend-Hochzeit.“ Wenn Schwierigkeiten entstehen, so ist die Schuld fast stets auf Seiten des Mannes, aus dem einfachen Grunde, weil er allein das Recht hat, sich scheiden zu lassen. Die Frau hat kein Recht, ihn von sich zu weisen, und aus diesem Gesetz machen gewissenlose Männer gar oft ein gutes Geschäft. Ein solcher Mann verweigert die Scheidung nicht direkt, giebt sie aber unter Bedingungen zu, die er je nach den pekuniären Verhältnissen seiner Frau oder deren Angehörigen festsetzt. Er kann verlangen, wie viel er will, von zehn bis dreißig Pfund Sterling, manchmal sind aber die Ansprüche noch bescheidener; so ließ sich vor einiger Zeit ein politischer Jude für 5 Pfund (100 Mk.) von seiner Frau scheiden. Ein anderer jedoch verlangte 50 Pfund — und bekam sie auch.

Verschiedene Richter.

Rechtsgepflogenheiten im In- und Auslande.

Ein moderner Arzt.

Wegen Körperverletzung im Amte wurde am 3. Juni vom Landgerichte Köln der Frauenarzt Dr. med. Franz Grotthoff verurteilt. Er war bekanntlich erster Assistenzarzt an der Provinzial-Hebammen-Lehranstalt in Köln und hatte den Schülerinnen den erforderlichen Unterricht zu erteilen. Die Schülerinnen sind 20 bis 30 Jahre alt, meist verheiratet oder verwitwet. Wie festgestellt wurde, mißhandelte der Angeklagte mehrere dieser Schülerinnen während der Ausübung dieses Lehramtes, indem er ihnen zum Beispiele Ohrfeigen verabfolgte. Er hatte allerdings das Recht, den Schülerinnen Strafen aufzuerlegen, z. B. sie zur Anfertigung schriftlicher Strafarbeiten anzuhalten, aber ein Züchtigungsrecht stand ihm, wie das Gericht annahm, nicht zu. In seiner Revision bestritt der Angeklagte, Beamter, insbesondere Lehrer zu sein, da die genannte Anstalt nicht ausschließlich Lehranstalt sei. Selbst wenn er als Lehrer anzusehen wäre, glaubt er sich nicht strafbar gemacht zu haben. In diesem Falle würde er nur von den ihm zustehenden Züchtigungsrechte Gebrauch gemacht haben. Eine Altersgrenze, von der ab leichte körperliche Züchtigungen nicht mehr zulässig seien, finde sich durch das Gesetz nirgends gezogen. Das Reichsgericht erkannte auf Verwerfung der Revision. Darauf, ob der Angeklagte als Lehrer anzusehen sei, komme es nicht an. Ausreichend sei festgestellt, daß er als Beamter die ihm zur Last gelegten Handlungen begangen habe.

Ein moderner diplomatischer Richter.

Da sich jetzt die berüchtigten chinesischen Briganten durch neue Schandthaten wieder bemerkbar machen, dürfte die Schilderung von Interesse sein.

die der Ostasiatische Lloyd von Chü-a-on giebt, der bis vor wenigen Monaten der gefürchtetste Räuberhauptmann in China war. Chü-a-on war freilich mit den anderen chinesischen Räubern nicht auf eine Stufe zu stellen, er war ein Mörder und Plünderer besonderer Art. Er tötete nur solche, die Verrat übten oder sich mit Waffen widersetzten, und räuberte vornehmlich die Reichen aus, die sich auf den Schutz der Mandarine verließen. Auf seinen Kopf war ein Preis von 5000 Dollars gesetzt. Ein Städtchen an der Küste, das sich irgendwie seinen Zorn zugezogen hatte, beschloß, endlich sich einmal energisch zur Wehr zu setzen. Es kam zum Kampf, der für die Räuber, weil sie ihn gar nicht erwartet hatten, unglücklich ausfiel. Sie mußten weichen und ließen unter den Toten Chü-a-on zurück. Sofort wurde das nach Lien-chou gemeldet. Die Stadt bat um Schutz gegen einen erneuten Angriff und um die ausgesetzte Belohnung. Was nun geschah, wirft das rechte Licht auf die Art, wie die Mandarine dort regieren. Nach modernen Tagen kamen endlich Soldaten an, sie brachten keine Belohnung mit, sondern erpreßten eine hohe Summe als Strafe für verbotenes Waffentragen, was offenbar beweise, daß die Befieger der Banditen selbst Räuber seien!

Bürokratische Richter,

Die Oberbürgermeister von Köln und Krefeld hatten bei der Aufsichtsbehörde angeregt, die Schreibweise ihrer Städte mit einem K zur Vermeidung einer verschiedenen Schreibweise anzuordnen. Während das Ministerium angeblich sich für die Schreibweise Köln und Krefeld erklärte, soll der Kaiser die Schreibweise Cöln und Crefeld, d. h. mit C, befohlen haben. Die Regierungspräsidenten bestimmten darauf, daß die fraglichen Stadtgemeinden mit C zu schreiben seien. Nach fruchtloser Beschwerde erhoben beide Oberpräsidenten der Städte Klage beim Obergerichte und suchten nachzuweisen, daß die betr. Städte mit einem K zu schreiben seien. Während die Professoren Hansen und Frank sich im Sinne der klagenden Städte aussprachen, erklärte Professor Harles zu Düsseldorf, daß die Schreibweise mit C richtig sei. Der Vertreter der Städte suchte vor dem Obergerichte nachzuweisen, daß die Städte das Recht hätten, sich so zu schreiben, wie sie es für richtig halten. Die Schreibweise mit K sei im bürgerlichen Verkehr allgemein üblich. Die Regierungspräsidenten hätten durch die fragliche Anordnung ihre Befugnisse überschritten. Die Schreibweise mit C sei nicht nur unrichtig, sondern auch unwissenschaftlich; nach Jakob Grimm sei für die Schreibweise Sprachgebrauch und Volkswille maßgebend. Das neue Handelsgesetzbuch schreibe sogar Aktie und Kapital mit K., Krefeld habe sogar einen deutschen Ursprung. Das Obergericht wies jedoch die Klage der beiden Städte als unbegründet ab und führte aus: Die Entschliebung über die Aenderung oder die Verleihung von Ortsnamen ist der Entscheidung des Landesherrn vorbehalten. Die Feststellung der Schreibweise gehört zur Zuständigkeit der Landespolizeibehörden. Das Interesse der öffentlichen Ordnung erfordere, daß im amtlichen Verkehr für die Bezeichnung jeder Ortschaft eine bestimmte allein maßgebende Schreibweise bestehe. Bestimmungen hierüber zu erlassen, sei Aufgabe der Landespolizeibehörde. Im vorliegenden Falle kann nun nicht anerkannt werden, daß die Landespolizeibehörde sach- oder zweckwidrig gehandelt hat. In der Gesetzgebung werde z. B. Köln seit 80 Jahren fast immer mit C geschrieben. — Wenn die Städtenamen nun auch amtlich mit C geschrieben werden müssen, so kann es im privaten Leben niemandem verwehrt werden, die Namen so zu schreiben, wie man es für richtig hält, nämlich mit K.

Uebrigens ist es zu bedauern, daß das Oberverwaltungsgericht erklärt, daß die Landespolizeibehörde für die Feststellung der Schreibweise zuständig sei. Eine solche Feststellung ist zweifelhaft eine wissenschaftliche Aufgabe.

Psycho-physiognomische Richter.

Die Macht des Gewissens. Ein englischer Defak hatte, wie der „Globe“ erzählt, vor Kurzem seinen Regenschirm verloren. Aus triftigen Gründen glaubte er annehmen zu müssen, daß das nützliche Instrument von einem seiner Pfarrkinder, die nicht gerade im Rufe besonderer Ehrlichkeit stehen, „in Gedanken“ mitgenommen worden sei. Der Geistliche wollte aber unter allen Umständen seinen Regenschirm wieder haben und griff zu dem Mittel der sanften Ueberredung, indem er am folgenden Sonntag eine ergreifende Predigt über das Bertauschen und Mitnehmen von Regenschirmen hielt. „Wenn einer von Euch — also schloß er mit zu Herzen gehender Stimme — „meinen Regenschirm irrthümlicherweise mitgenommen haben sollte,“ so werfe er, falls er sich schämt, mir den Schirm über die Mauer meines Gartens, und alles wird wieder gut sein!“ Am nächsten Morgen fand der Pfarrer in seinem Garten 46 Regenschirme! —

Eine Kinder-Republik. Eine merkwürdige Ansiedlung, wie sie in der Welt kaum ihres Gleichen besitzt, hat ein junger amerikanischer Landwirt, M. George, auf seiner Besitzung in der Nähe von New-York ins Leben gerufen. George hatte eine besondere Vorliebe für frühreife, herumirrende Kinder. Während die Polizei in denselben meist Bettler, Diebe und künftige Verbrecher sah, meinte George, daß diese kleinen Landstreicher das Zeug dazu hätten, tüchtige und energische Bürger zu werden. Im Jahre 1890 nahm er daher 30 dieser Miniatur-Bagabunden auf sein Landgut, in den nächsten Jahren hundertfünzig und fünfzig halbwüchsige Mädchen. Die ersten Erfahrungen waren nicht sehr ermutigend. Die Kinder wollten zunächst ihre schlechten Gewohnheiten nicht ablegen; sie bettelten in der Umgegend, zeigten sich arbeitscheu und waren schmutzig. Eines Tages aber erklärte George seinen Pflöglingen, daß keiner von ihnen ein neues Kleid bekäme, wenn sie nicht eine bestimmte Stundenzahl arbeiteten, das half.

Volkstümliche christliche Richter.

Ueber grausame Negermißhandlungen und fürchterliche Akte der Lynchjustiz gegen Schwarze wird den „Daily News“ aus Washington geschrieben: „Keine Rasse kann größeres Unrecht erdulden, als die Neger in den Südstaaten Nordamerikas; die ganze zivilisierte Welt würde entsetzt sein, wenn sie nur die halbe Wahrheit erführe. Ein Neger, der am 22. Mai in Texas verbrannt wurde, war zuerst ganz barbarisch gemartert worden. Ehe das Feuer unter ihm angezündet wurde, brannte man ihm die Augen aus. Brennendes Holz wurde ihm an den Hals und an andere Körperteile gehalten, bis seine Kleidung abgebrannt war. Er wurde mit Messern verwundet und gemartert, bis sein Kopf nieder sank. Dann wurde das Feuer von dem Gatten der Frau, die behauptet hatte, der Neger hätte sie angegriffen, angelegt. Die Leiden des Bejammernswerten waren schrecklich, und er bat kläglich: „Bitte, weißer Herr, erschießt mich!“ Mehrere tausend Personen, waren anwesend, einige Zeitungen sagen sogar 7000. Die Weißen schrien, die Martern sollten verlängert werden, aber sie wurden durch den Tod des Opfers in 35 Minuten vollendet. Sechs andere Neger sind innerhalb weniger Monate verbrannt und ähnlich gemartert worden. Diese Lynch-„Picnicks“ werden allgemein. Was für eine Wirkung üben sie auf Kinder

aus, die zu solchen grausamen Szenen mitgenommen werden? Die Leiden der Neger in vereinzeltten Sträflingslagern im Süden sind gleichfalls schrecklich. Ein nicht weit von solchen Lagern wohnender Freund teilt mir mit, daß ein Neger mit glühendroten Eisen getötet wurde. Alles mögliche, was gegen die Neger gesagt und geschrieben wird, ist erfunden, um die Meinung der Weißen gegen sie zu beeinflussen. Ein gebildeter Negerarzt sagte neulich zu mir: „Unsere ganze Rasse wird darnach beurteilt, was einige unwissende, schlechte Neger thun!“ Jede That eines schlechten Negers wird in den Zeitungen übertrieben, während er nicht halb so schuldig sein mag, als die ihn umgebenden Weißen.

Militärische Richter christlicher Völker.

Die kriegsgerichtliche Verhandlung gegen General Smith der beschuldigt ist, Major Waller zu allerlei Grausamkeiten gegen Philippiner angewiesen zu haben, hat in Manila begonnen. Der Rechtsbeistand des Angeklagten gab sofort zu, daß Smith dem Major Waller Befehl erteilt habe, zu töten, zu brennen und Samar zu einer Wüstenei zu machen. Smith habe Waller gesagt, jeder, der Waffen tragen könne und über zehn Jahre alt sei, müsse getötet werden: er habe dieses Alter festgesetzt, weil Samar-Knaben von diesem Alter ebenso gefährlich seien, wie andere ältere Leute.

Diese Ausrottungsparole enthüllt die amerikanische Kriegsführung in ihrer ganzen scheußlichen Grausamkeit und läßt den Ritchenerschen Blutbefehl vom vorigen Sommer weit hinter sich. Wenn auch angegeben werden muß, daß die Philippiner den Kleinkrieg gegen ihre sogenannten „Befreier“ mit großer Hinterlist und Grausamkeit führen, und das ein Buschkrieg gegen einen solchen Feind nicht an dem Maßstabe gemessen werden darf, der trotz der Vorgänge in Südafrika doch immer noch an die Kriegsführung unter zivilisierten Völkern gelegt werden muß, so könnte damit doch schließlich nur ein Befehl entschuldigt und erklärt werden, der jeden waffentragenden Feind mit dem Tode bedroht. Aber es scheint nun einmal den Völkern bei denen die kirchliche Heuchelei am meisten im Schwange steht, vorbehalten zu sein, im Kriege den Grundsätzen des Christentums und der Humanität am blutigsten Hohn zu sprechen. Wenn unterschiedslos alle Eingeborenen bis herab zu zehnjährigen Knaben der Kugel und dem Galgen ausgeliefert werden, und zwar, ohne daß ein Unterschied gemacht wird zwischen Waffentragenden und Nichtkombattanten, und allein die körperliche Fähigkeit, einen Schießprügel zu schultern, das Kriterium abgiebt, so richtet sich ein solches sinnloses Morden durch sich selbst. Und das um so mehr, als gerade in den Vereinigten Staaten die Reverends am lautesten zu eifern pflegten gegen die erlogenen „Schandthaten“ der deutschen Soldaten in China, wie sie in den von sozialdemokratischer Seite gewerbsmäßig produzierten „Sunnen“briefen so anschaulich geschildert wurden. Sowie jetzt der Vernichtungskrieg auf den Philippinen gepredigt wird, ist er nur eine getreue Kopie der „Kulturarbeit“ der spanischen Konquistadoren nach der Entdeckung Amerikas. Wir wollen zur Ehre des amerikanischen Volkes vorläufig annehmen, daß die Volksvertretung in Washington ebenso ernst wie nachdrücklich gegen einen solchen Ausrottungskrieg protestiert, und für die schleunige Abberufung der Gesinnungsgenossen des Generals Smith und für dessen exemplarische Bestrafung sorgt.

Ein kallisophischer Richter.

In London war ein armer Teufel, der aus Hunger ein Brot gestohlen hatte, während der Bäcker für einen Augenblick den Laden verlassen hatte,

des Diebstahls angeklagt; er wurde freigesprochen. Nachdem der Richter den Freispruch verkündet hatte, rief er den Bäcker vor und richtete an ihn folgende Worte: „Sie schreckten nicht davor zurück, einen Unglücklichen arrelieren zu lassen, der Ihnen ein Brot in geringem Werte entwendete und dessen Aussehen Ihnen sein Elend genugsam verraten haben muß. Sie setzten ihn der Gefahr aus, als Dieb abgeurteilt zu werden und damit für immer entehrt zu sein. Und Sie, ein wohlgenährter, fetter Mann, haben das gethan, weil Sie sich in Ihrem Rechte glaubten. Das Recht war freilich auf Ihrer Seite, aber nicht die Gerechtigkeit und nicht die Menschlichkeit. Trotzdem hätte ich gegen Sie Nachsicht geübt, wenn ich nicht gesehen hätte, daß, als soeben ein Hut herumgereicht wurde, um darin Gaben für den Unglücklichen zu sammeln, Sie nichts in den Hut warfen. Sie hatten kein Mitleid mit dem Hungrigen, ich habe daher auch kein Mitleid mit Ihnen. Ein unter Königin Elisabeth promulgiertes Gesetz bestimmt, daß ein Bäcker, der seinen Laden allein läßt, zu einem Tage Gefängnis verurteilt werde, weil er dadurch die Hungrigen in Versuchung führt. Dieses Gesetz wende ich auf Sie an, diktire Ihnen einen Tag Gefängnis und die Tragung der Gerichtskosten.“ Möge dieses Urteil eine Lektion für alle herzlosen Menschen sein!

Das böse Prinzip als Richter

oder wie macht ein Böswilliger einen Arzt zum Mitschuldigen und beide vereint die Anwendung des Gesetzes, zum bösen Prinzip? Eine Studie zu den modernen Irrenerkklärungen.

Ein Künstlerjoch. Die „Freie. Ztg.“ erhält folgende Zeitschrift: Sie werden sich vielleicht erinnern, im „Simplicissimus“ zuweilen dekorative Zeichnungen von Hellmuth Eckmann gesehen zu haben. Dieser Hellmuth Eckmann wird schon seit längerer Zeit in einer Irrenanstalt aufbewahrt. Sein nun verstorbener Bruder Otto Eckmann erklärte ihn für gänzlich talentlos und bestimmte, daß er Landwirt werden sollte. Als er trotzdem nicht von künstlerischer Thätigkeit lassen wollte, wurde er der Obhut eines Nervenarztes anvertraut. Dieser Arzt hat die Redaktion des „Simplicissimus“ wiederholt dringend ersucht, die Arbeiten Hellmuth Eckmanns als unbrauchbar und talentlos zurückzuweisen, nur so könne der Kranke von seiner fixen Idee geheilt werden. Da die Zeichnungen nichts weniger als talentlos waren, wurde dieser Wunsch unbeachtet gelassen. Nun hat der Arzt Hellmuth Eckmanns Verkehr mit der Außenwelt vollständig aufgehoben: Briefe und Honorarsendungen gehen an den Absender zurück. Mit der Zeit muß diese Behandlungsweise dazu führen, daß der Künstler wirklich geisteskrank wird. Läßt sich nichts dagegen thun, daß ein talentvoller Künstler eingesperrt und entmündigt wird, weil er an sein Talent glaubt?

Die Fortbildungsschule für Mädchen.

Wir geben nachstehend ein Referat aus dem Vortrage des Stadtschulrates Dr. Kerschensteiner-München auf der 11. Generalversammlung des deutschen Vereins für das Fortbildungsschulwesen zu Düsseldorf am 4. und 5. Oktober d. J. Der Vortrag ist sowohl für Pädagogen wie auch für alle Eltern lesens- und beherzigenswert:

Mit der Uebervölkerung, mit dem Wettkampfe Aller um das Leben, mit dem Jagen der Meisten um das vermeintliche Glück beginnt eine alte, mächtige, für den Dienst einer aufsteigenden Kultur und Zivilisation immer noch un-

entbehrliche Erziehungskraft, die Familie, schwächer und schwächer zu wirken. Der Zwang der Arbeit, mit ihm die gesteigerte Sehnsucht nach Lebensgenuß, und nicht zum geringsten Teil die durch die neuen Verhältnisse notwendig bedingte Verkümmernng des Familiensinnes zehren daran. Millionen von Mädchen finden in ihrer Jugend die Familie nur mehr dem Namen nach, andere Millionen müssen sich frühzeitig rüsten für einen Daseinskampf außerhalb ihres natürlichen Berufes. So stehen wir den heute in Bezug auf das Leben der Frau vor stark geänderten wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen, während auf der anderen Seite die Gesellschaft, oder besser Staat und Gemeinden auf dem Gebiete der Frauenerziehung noch mit den alten herkömmlichen und, man darf es wohl sagen völlig unzureichenden Mitteln zu arbeiten suchen. Daher das Spritzen und Treiben von jenen unzähligen Schößlingen, die wir heute unter dem Namen Frauenfrage zusammenfassen und die vielfach durch die vertiefte Auffassung vom Werte der Frau in unserem Kulturleben noch genährt werden. Es ist die höchste Zeit und höchste Pflicht des Staates hier einzugreifen mit neuen Mitteln und neuen Opfern; denn die eigenste Domäne des Weibes fängt an in Not zu geraten und hier ist des Weibes Not auch seine eigene Not.

Wenn nun aber auf der einen Seite die Familie die erste und wichtigste Pflanzstätte aller sozialen Tugenden ist, wenn sicher zwei Drittel aller großjährigen Frauen und Mädchen des Deutschen Reiches zu Hüterinnen und Pflegerinnen der Aufgabe dieser ersten und ursprünglichen Gesellschaftsform berufen sind, wenn die natürlichen Eigenschaften des Weibes es für die höchste Erfüllung dieses Berufes prädestinieren, wenn andernteils der ungemein erhöhte Lebenskampf unserer Zeit die Erfüllung dieser Aufgaben beträchtlich erschwert, und da, wo Dieses nicht der Fall ist, vermehrten Willen und erhöhte Einsicht in Umfang und Art der Aufgaben erfordert, wenn Dem so ist, was folgt daraus für die Erziehungspolitik eines Staates? Es giebt nur eine Antwort auf die Frage, und die lautet: Die Fürsorge um die Erziehung und Bildung der Mädchen für ihren natürlichen Beruf ist die vorbringlichste Aufgabe des Staates und der Gemeinden auf dem ganzen Gebiete des Mädchen-Erziehungswesens. Diese Forderung ist so wichtig, daß keine Mädchenschule in ihrem Lehrplan von ihr unbeeinflußt bleiben darf, weder die Töchter- und die Fach- und Gewerbeschulen für Mädchen. Vor Allem aber muß sie uns zwingen, für die großen Massen eine, wenn auch noch so bescheiden gehaltene Schule zu schaffen, die dieser Aufgabe in erster Linie dient und in Plan und Ausbau vollständig von ihr bestimmt wird, die weibliche Fortbildungsschule.

Diese weibliche Fortbildungsschule ist eine Berufsschule und zwar eine Schule, die für die Aufgaben der Familie vorzubereiten hat, den Begriff Familie nicht bloß im engen Sinne genommen, sondern auch im Sinne der großen Staatsfamilie. Damit ist ihr eine dreifache Aufgabe gestellt. Sie hat sich zu beschäftigen: a. mit den Aufgaben der Haushaltsführung, b. mit den Aufgaben der Mutter als Erzieherin, c. mit den Aufgaben und der Stellung der Frau im Staate.

Was die erste Gruppe betrifft, so umfaßt sie den Unterricht über zweckmäßige Ernährung, Kleidung und Wohnung, über häusliche und gewerbliche Buchführung, über das Dienstoffnenwesen und über die zweckmäßige Ausgestaltung des geselligen und geistigen Verkehrs im Hause.

Was die zweite Gruppe betrifft, so begreift sie eine auf den ersten Blick schwierige Aufgabe in sich: die Einführung des etwa 15 bis 16 jährigen Mädchens aus dem Volke in die Aufgaben der körperlichen, geistigen und sittlichen Erziehung des Kindes. Es ist von vornherein klar, daß hier auf dem Wege der bloß theoretischen Belehrung nichts Nennenswertes erreicht werden kann, namentlich nicht auf dem Gebiete der geistigen und sittlichen Erziehung. Abstrakten pädagogischen oder gar psychologischen Betrachtungen bringen diese Mädchen weder das nötige Verständnis noch das nötige Interesse entgegen.

Ueberlegen wir uns nun aber, daß Derjenige am besten die erste geistige und sittliche Erziehung des Kindes leitet, der es am zweckmäßigsten zu beschäftigen weiß, so reduziert sich gerade der schwierigste Teil der Aufgabe für unsere Mädchenfortbildungsschulen darauf, die Schülerinnen zu lehren, wie sie Kinder beschäftigen sollen, und daran Betrachtungen anzuschließen, welchen Einfluß diese oder jene Beschäftigung auf den Geist und Charakter des kleinen Kindes hat oder haben kann. Dieser Weg ist aber gangbar, wie die Münchener Schulen es beweisen.

Was endlich die dritte Gruppe betrifft, so wird der Unterricht hier zweckmäßig zunächst historisch in den Begriff des Staates und seiner Entwicklung aus der Familie einführen. Auf diesem Wege werden sich alsdann von selbst die Aufgaben des Staates entwickeln lassen, vor Allem jene, die wir unter dem Begriff der Wohlfahrtspflege und der sozialen Fürsorge zusammenfassen. Dies giebt alsdann auch die Veranlassung, die Stellung der Frau zu diesen Aufgaben und zu anderen Berufsarten zu erörtern und ihre Rechte und Pflichten auch in der Staatsfamilie in den Kreis der Belehrungen zu ziehen.

Da nun aber jeder Beruf nicht nur Kenntnisse, sondern auch Fertigkeiten verlangt, ja da gerade die eingehendsten, reifsten und dauerhaftesten Kenntnisse aus der praktischen Arbeit herauswachsen, so wird sich diese Schule nicht bloß des eben skizzierten theoretischen, sondern auch des praktischen Unterrichts als Erziehungsmittel bedienen müssen. Für diesen praktischen Unterricht gilt dieselbe Dreiteilung der Aufgabe, wie wir sie eben im theoretischen kennen gelernt haben. Als Vorbereitung für die Aufgaben der Hausführung ist im Anschluß an die Lehre von der Ernährung Schulküchenunterricht einzuführen, den häuslichen Sinn werden Schulsparkassen fördern, Gesang, Lektüre und Veranstaltung kleiner Schulfeste zu geeigneten Zeiten den Sinn für verständigen Lebensgenuß entwickeln, Spiel und Turnen der Körperpflege dienen. In ländlichen Bezirken werden zum Schulküchenunterricht praktische Anweisungen zur Gemüse-, Bienen- und Geflügelzucht hinzutreten können; in München pflegen heute schon die Mädchen fast aller 21 achten Klassen (und die 8. Klasse in München ist nichts weiter als eine Tagesfortbildungsschule) ihre Schulküchengärten. Als Vorbereitung für die Aufgaben der Kindererziehung werden die Schülerinnen alle Arten der Beschäftigung von Kindern selbst üben, sich einen Schatz von Kinderliedern und Kindererzählungen (besonders Märchen) sammeln und in der Wiedergabe derselben sich üben, außerdem aber in Krippen und Kindergärten und vor Allem im eigenen Familienkreise von Zeit zu Zeit sich selbst auch praktisch bethätigen.

Was dann endlich die dritte Gruppe praktischer Aufgaben betrifft, die Vorbereitung für die Mitarbeit in der sozialen Fürsorge, so pflegen wir die Mädchen praktisch zu unterweisen in der Herstellung von Krankenkost und

einzelne Mädchen auch an der Arbeit in Mädchenhorten mitwirken zu lassen. Es empfiehlt sich außerdem, mit ihnen Waisenhäuser, Anstalten für Krüppelhafte, geistig Arme, Taubstumme und Blinde zu besuchen. Am wertvollsten aber wird es sein, wenn es der Mitarbeit von hochgefinnten Frauenverbänden an den Aufgaben der Mädchenfortbildungsschulen gelingen wird, einen immer größeren Kreis von Schülerinnen für die mannigfaltige Tätigkeit dieser Verbände zu interessieren oder ganz in dieselben, wo es thunlich ist, einzuführen.

Außer diesen inneren Mitteln des praktischen und theoretischen Unterrichts nämlich, mit denen die weibliche Fortbildungsschule arbeiten soll, sind auch noch äußere Mittel von großer Bedeutung, von denen drei besonders hervorzuheben sind: die Führung des gesamten Unterrichts der Fortbildungsklassen durch eine entsprechend vorgebildete weibliche Lehrkraft, die Heranziehung von charitativ wirkenden Frauenvereinen zur Ergänzung und Weiterführung der Schularbeit, zur Erweiterung des Erziehungsbereiches und Verknüpfung der Schule mit dem Leben und endlich die Veranstaltungen von Mütterabenden zur Weckung des Interesses und des Verständnisses an den Aufgaben der Fortbildungsschule.

Nach diesen Gesichtspunkten ist beispielsweise die Mädchenfortbildungsschule in München eingerichtet. Ihre hauswirtschaftliche Abteilung (sie hat auch noch eine kaufmännische) umfaßt die erwähnten drei Aufgabengruppen.

Dem Unterrichte sind in den zwei ersten Jahren wöchentlich sechs, im dritten Jahre wöchentlich sieben Pflichtstunden gewidmet. Außerdem hat die Schülerin das Recht, an einem nicht obligatorischen Handarbeitsunterrichte, fremdsprachlichen und Zeichenunterrichte teilzunehmen.

Im Jahre 1901 gab es in München an der hauswirtschaftlichen Abteilung 37 Klassen, die sich auf 20 Schulhäuser der Stadt verteilten. Die Gesamtausgabe der Stadt für diese Klassen betrug 38 000 Mk. Im Ganzen giebt heute die Stadtverwaltung Münchens 210 000 Mk. für die Fortbildung der Mädchen nach Entlassung aus der Volksschule aus, die der Weiterbildung von 8774 Mädchen zugute kommen. Von diesen besuchten die allgemeine weibliche Fortbildungsschule 1017 Mädchen, die Mittwochs- und Sonntagschule 2613, die freiwilligen achten Klassen 686, die städtische Mädchenhandelschule 464, die Frauenarbeitschule 524 Mädchen.

Im allgemeinen stehen wir in Deutschland in Bezug auf die praktische Durchführung der erhobenen Forderung trotz vieler guter Ansätze erst in den Anfängen. Noch bilden Eigennutz und Kurzsichtigkeit, vielleicht auch wirtschaftliche und soziale Not in Hunderten von deutschen Städten gewaltige Mauern gegen diese Bestrebungen. Aber die Mauern werden fallen, nicht wie die von Jericho plötzlich und auf den Schall der Posaunen hin, sondern Stück um Stück und in langer, mühsamer, persönlicher Arbeit. Reden und Versammlungen nützen im allgemeinen wenig. Sie wimmeln meistens von trefflichen Gedanken wie die Bergwiesen an heißen Sommertagen von bunten Schmetterlingen. Wenn dann der Abend kommt, sind die Schmetterlinge verflattert und die stillen grünen Wiesen liegen unverändert wie am Tag zuvor. Was uns am sichersten vorwärts bringt, das ist die rastlose, wenig auffällige, persönliche Arbeit von Hunderten gleichgesinnter Einzelner, die zielbewußte, klare, Opfer heischende Arbeit, die mit eiserner Zähigkeit vom Morgen bis zum Abend Furchen zieht in den harten Boden, jene Arbeit, die weder erlahmt noch weniger zufrieden ist mit dem jeweiligen Erfolge und die doch nicht ungeduldig und ungestüm das noch nicht Erreichte heute schon erreichen will.

Bücherschau.

Das mir vorliegende Buch von Dr. Franz Schöneberger, prakt. Arzt und Wilhelm Siegert, Verlag von Wilhelm Möller, Berlin, betitelt sich, „Die Naturheilkunde, ein Wegweiser für Gesunde und Kranke.“ Schon allein die Thatsache, daß es bereits in der zehnten unveränderten Auflage erscheint, spricht wohl zur Genüge für den Anklang den das Werk gefunden hat, und somit für seine Güte. Besonders hervorzuheben ist noch, daß das Buch in keiner Weise den Arzt verdrängen, oder ihm ins Handwerk pfuschen will, daß vielmehr die Absicht vorliegt, dem Laien eine Uebersicht zu geben über das zu wissen Notwendige von den Funktionen des menschlichen Körpers und seiner Organe und somit weniger Heilmittel zu geben für eventuelle Krankheiten, sondern das Buch will uns Vorbeugungsmittel geben, will durch Belehrung über vernünftige, naturgemäße Lebensweise ein schwereres Erkranken verhindern oder ihm wenigstens vorbeugen. Das Buch will den Arzt nicht erziehen, sondern es will verhindern, daß bis zur Ankunft des Arztes etwas falsches, dem Kranken schädliches geschieht und nur wer hygienisch denken gelernt hat, wird am Krankenbett zweckmäßig handeln können. Somit ist dies Buch kein Nachschlagebuch im gewöhnlichen Sinne, sondern sein Bemühen war, der Allgemeinheit zum Wohle Aufklärung zu geben über den gesamten Organismus sowie hygienische Fragen.

Das zweite vorliegende Buch, im selben Verlage erschienen und von denselben Verfassern, behandelt „Das Geschlechtsleben und seine Verirrungen“. Was junge Leute davon wissen sollten und Eheleute davon wissen müßten, fügen die Verfasser sehr beherzigenswert dem Titel hinzu. Die Volksaufklärung in Sachen des fernellen Lebens, ist eine der brennendsten Fragen, der lautesten Forderungen, der Sozial-Ethiker geworden. Wie treffend sagt z. B. Tolstoi unter anderem über diesen Punkt. „Soll denn jeder erst durch eigenen Schaden klug werden? Entgeht der Vogel Strauß dadurch seinen Verfolgern, daß er den Kopf in den Sand steckt um sie nicht zu sehen? Verringert sich die Gefahr die dem Volksleben und der Volksgesundheit aus der herrschenden Unsitlichkeit droht, indem man die Augen davor verschließt?!“ — Die wenigsten Eltern sind in der Lage, ihre Kinder in zutreffender Weise über geschichtliche Verhältnisse aufzuklären. Das vorliegende Buch will ihnen ein zuverlässiger Führer sein, Das Werk ist weder für den Salon bestimmt, noch gehört es in die Hände von Kindern. Aber junge Leute die ins Leben hinaustreten sollen es lesen, auch erwachsenen Personen weiblichen Geschlechts wird es nutzen. Vor allem aber wird es großen Nutzen stiften bei Eheleuten, Eltern und Erziehern. Diesen möchte ich das Buch ganz besonders empfehlen, besonders auch empfehlen wegen des hohen, moralischen Standpunktes, von dem aus alle Fragen objektiv beleuchtet sind und alles vermieden ist, was Anstoß erregen oder die Sinnlichkeit reizen könnte. M. E. Reinert.



Nachfolgende Mitteilung lief per Karte ein:

Herrn Huter, Detmold. Teile Ihnen ergebenst mit, daß Andreas Reuß, nachdem er mir viel Aerger gemacht, auf meine Vorstellung hin von seinem Bruder in die Irrenanstalt der Alltiner-Brüder nach Reuß a. Rhein gebracht

wurde. Gott sei Dank, das dieser gefährlicher Mensch jetzt hinter Schloß und Riegel ist.

Hochachtungsvoll mit kollegialem Gruß

W. Nulich.

Hygienisches Heil-Institut

Straßburg i. Els., Buchsweilerstr. No. 13.

Wir bemerken dazu, daß der Bruder dieses Neuß, Domkapitular in Trier ist und beide, Herr Nulich sowohl wie der Herr Domkapitular, haben sich ein großes Verdienst erworben, den Andreas Neuß, der ein gefährlicher Verbrecher im Verläumden war, unschädlich gemacht zu haben. Der Lehrer Richter in Detmold, lobte seiner Zeit diesen Verläumder und pries ihn als Naturheilbestiffener für den Detmolder Naturheilverein an. Von solcher Naturheilbewegung und ihren Vertretern mußten wir uns bedanken, daher gehen alle anständigen Reformer auf dem Gebiete der Heilkunde in den Huterischen Bund über. Ueber die Kurpfuschereien und Verläumdungen des Neuß wurde schon vor 2 Jahren in der Hochwart berichtet. Also müßte mit allen derartigen Verläumdern unserer guten Sache verfahren werden, das hilft die Bahn frei machen, damit unser Samen frei aufblühen kann und nicht vom Unkraut überwuchert wird. Also Dank Herr Nulich in Straßburg.

Herrn Ziegler, Lübeck. Wir danken für das Interesse für unsere Sache. Recht haben Sie in der Annahme, es könnte der Verdacht entstehen, daß einer zu Gunsten seines Freiabonnements Propaganda macht und daß daher die geschäftlichen Dinge von den idealen getrennt werden müßten. Das Kunststück lehren Sie uns vor machen. Es ist eine völlig verkehrte Illusion und ein Unding, daß ideale Bestrebungen von den realen Lebensbedingungen auf unserer Erde getrennt werden können. Die Vermehrung der Abonnenten, ist nicht nur eine notwendige geschäftliche Bedingung eines Blattes, das ideale kulturfördernde Ziele verfolgt, es ist auch eine ideale Sache, denn je mehr unsere Wahrheiten bekannt werden, desto besser. Außerdem weisen wir darauf hin, daß es neben der sittlichen und wissenschaftlichen, auch eine kaufmännische Ehre giebt und diese wurzelt im materiellen Erfolg auf gediegener geschäftlicher Grundlage. In Deutschland kann man sich aber schwer an den Gedanken gewöhnen, daß ein Forscher und Gelehrter und besonders ein Reformator, auch zugleich einige gute kaufmännische Talente haben kann. Bisher war es ja Sitte, daß man bedeutende Geisteshelden in Armut und Elend darben und oft unkommen ließ, gerade nach den Huterischen Bestrebungen soll das ein Ende haben. Huter fordert jeden Forscher, Künstler und Gelehrten auf, auch die Existenzbedingungen günstig zu gestalten und hält es für eine Pflicht des Publikums tüchtige Männer auf idealem Gebiete zu unterstützen. Uebrigens wird sich Carl Huter von dem geschäftlichen Teile seiner Thätigkeit die er mit der idealen bisher vereinigen mußte, mehr zurück ziehen. Die Hochwart und Carl Huter's Schriften werden in den „Arminius Verlag Detmold“ übergehen.

Herrn Dr. G. von Langsdorf, Freiburg. Der Spiritualismus den Sie vertreten, ist, soweit er realen Wert hat, ein kleiner Teil der Huterischen „Psycho-Physiognomik und Kallisophie“, die meist irrigen Ideen des Spiritualismus werden aber vom Huterischen Bunde nicht anerkannt. Ihre Mühe, die Huterischen Lehren dem amerikanischen Spiritualismus unterzuordnen, ist ebenso verkehrt, als wenn jemand die Psycho-Physiognomik mit den längst abgedroschenen Irrtümern welche der Phrenologie anhaften in eine Reihe stellen wollte. Die Sache ist umgekehrt, das Wertvolle des Spiritualismus sowohl, als auch daß, der Phrenologie ist in Carl Huter's Psycho-Physiognomik

gewürdigt und in dieser Lehre enthalten. Im vierten Heft der Hochwart 1903 erscheint der Vortrag vom Kongreß „Wie stellt sich der Huterische Bund zu den verschiedenen Reformbewegungen der Gegenwart“ das Heft klärt näher über diese Punkte auf.

Herrn Uebershaar, Küster und Kantor auf einem Dorfe in d. Altmark. Auf Ihr Schreiben v. 13. d. M. zur Nachricht, daß wir von Ihrem Anerbieten betreffs Besprechung der Huterischen Schriften keinen Gebrauch machen können, auch sind Ihre Arbeiten zur Zeit nicht genehm, da keine Verwendung dafür. Wünschen Sie Schriften zu beziehen, so haben Sie das Preisverzeichnis und senden gern gegen Vorhereinsendung des vollen Betrages. Was Ihre Ansichten über Christentum anbetrifft, so ist das Gute desselben zu schätzen, über die Mängel desselben läßt sich jedoch aus der Ferne nicht diskutieren, außerdem befürchten wir, fehlt bei Ihnen die dazu gehörige philosophische Denkkraft und Allgemeinbildung, die über seminarische Schulung, oder über Abiturium auf das Sie sich zu Gute thun, noch ein wenig hinausgeht. Das Christentum ist eben eine Lehre, welche kulturfördernd gewirkt hat aber niemals und jemals die größten Denker und sittlich ästhetischen Vollblutmenschen befriedigen wird, es war früher eine Religion für politische, heute ist sie eine für Geistes-Sklaven, nicht aber auch eine für solche, die in der Gegenwart auf der Höhe der Bildung stehen, dazu gehört eben eine höhere Religion, welche? die zu erfahren können Sie vielleicht durch Studium der Huterischen Werke. Bemerken noch, daß Huter Privatgelehrter ist und nur nebensächlich Verleger von Büchern war.

Katholische Einfalt in Waldeck. Ihr Schreiben vom 21. d. M. erhalten. Uns freut Ihre ernste religiöse Beanlagung und hoffen wir auf diesem guten Boden noch ein kräftiges Reis zu setzen. Sie kommen uns vor wie eine wilde Rose im Haag, die da meint, höhere Schönheit als die wilde Rose beut, existiere nicht, gleich Ihrer These: „Höhere Religion als die christlich-römisch-katholische, gebe es nicht. Welch' heilige kindliche Einfalt!

Dennoch giebt es schönere Rosen, die die Gärtner kultivierten in allen möglichen Formen und Farben, die sog. Kulturosen und eine solche Rosenkultur führen wir aus durch unsere Kalligraphie auf wilde Rosenstämme, gleichviel ob sie der Judenhecke, in dem Muhamedaner- oder Brahmanenhain, ob im Luthergarten, oder im römisch-katholischen Christenwald die wilde Rose der wilden Religion gewachsen ist.

Empfehlen, da Sie G. Huter's Lehren und Schriften fern stehen, daher nicht beurteilen können, zunächst dessen Werk, Huter, die neueste Heilwissenschaft, darin ist eine Vorbotschaft gegeben über Naturwissenschaft, Religion und Heilkunde. Lesen Sie und studieren Sie das Werk, es kostet nur M. 6,—, wird Ihnen auf Bestellung franko unter Nachnahme übersandt direkt vom Verfasser.

Herrn Meyer Wellentrup, Schuldirektor. In der fraglichen Angelegenheit können wir eidlich nachweisen: Der Lehrer Peter Johannes Thiel in Elberfeld hat bei G. Huter die neueste Heilwissenschaft gelesen und studiert und die wichtigste Entdeckung Huter's in seiner Schrift über Augen-diagnose verwertet bei völliger Verschweigung der Quelle. Das ist ein Verstoß gegen das Urheberrecht. Ferner hat Thiel direkt Versuche gemacht, seine Freundin, die Lehrerin Fräulein Mägge in Elberfeld zu veranlassen nach Detmold zu reisen um sich von Carl Huters Entdeckungen unterrichten zu lassen, um diese dann für sich auszunutzen. Fräulein Mägge war zu diesem Zwecke mehrere Tage in Detmold, schon vor drei Jahren, die Absicht wurde aber vereitelt durch einen Zufall. Schließlich sei noch erwähnt,



daß Thiel bei dem ersten Besuche C. Guter's von demselben den besonderen Zusammenhang der Isis mit den inneren Organen des Körpers erfahren hat und auf Ehrenwort versprach, diese wichtige Entdeckung Guter's nicht zu veröffentlichen. Jetzt hat Thiel entgegen seinem Versprechen, diese Entdeckung veröffentlicht und als die seinige ausgegriffen. Er hat in dem Buche, Reichenbach und andere Forscher erwähnt und seinen wirklichen diesbezüglichen Lehrer Carl Guter verschwiegen. Von dem Charakter Thiels möge ein weiterer Zug bekannt werden, derselbe hat einen Brief, der an C. Guter adressiert war, erbrochen, wahrscheinlich um auch daraus wertvolle Wissenschaft herauszuschubbern.

Bisher ist gegen Thiel noch kein Strafantrag gestellt. Interessant ist nur, daß Thiel die Naturheilbewegung des Rheinlands leitet. Auf einem Vortrage im Kölner Naturheilverein hat sich Thiel gründlich blamiert mit seiner Augen-Diagnose, da fast alle Beurteilungen falsch waren. Hier kann man wirklich sagen: Schuster bleib bei deinen Leisten, oder wagst du dich auf ein anderes Gebiet, so musche und pfusche nicht, sondern gebe ehrlich die Duelle an, wo er lernte, auch lerne er gründlich und lasse sich zuvor bei Carl Guter in Detmold prüfen, wenn es sich um einen Teil der Psycho-Physiognomik handelt, die er berufsmäßig zu vertreten gedenkt. Wir freuen uns über jeden Schüler und über jede Verbreitung der Guterischen Lehren von Herzen, aber nur auf geraden und redlichen Wegen.

Herrn W. Essen. Betreffs des Falles Krupp, kommen wir in einem längeren Artikel der Februar-Mitteilungen zurück.

Ein Stadtmann und ein Landmann über die Hochwart
Herr Architekt G. in Düsseldorf schreibt: Ihre Zeitschrift interessiert mich außerordentlich, ich sehe der jedesmaligen Zusendung mit dem größten Vergnügen entgegen.

Herr Gutsbesitzer Christian Fr. B. in W. schreibt: Im Besitz Ihrer Zusendung der Beurteilung meiner Person, sage ich Ihnen nochmals meinen besten Dank, umsomehr da alles aufs Genaueste der Wirklichkeit entspricht. Auf Ihren Wunsch werde ich gern bereit sein, Ihrem Bunde beizutreten und nachdem ich einige Werke von Ihnen zur Zeit gelesen, bin ich überzeugt, daß Sie eine gute, ja notwendige Aufgabe sich gesetzt haben und auch zur vollkommenen Beendigung zu bringen verstehen. Es ist gewiß nicht leicht, mit Wahrheitsideen durch den staatlichen und Gesellschaftskörper heute durchzudringen. Sende Ihnen heute den Beitrag ein.

Der Hochwart-Jahrgang 1903 erfährt dahin eine Abänderung als Heft 5 wie angekündigt nun als Heft 1 erscheint und da aus Heft 1, vier umfangreiche Einzelhefte herausgewachsen sind, so erscheinen diese, statt den angekündigten Heften.

Die Stellung des Guterischen Bundes zu 60 der verschiedenen Reformbewegungen der Gegenwart und auch der noch alten bestehenden Einrichtungen des öffentlichen Lebens. Es sind kurz alle praktischen Fragen des Lebens beleuchtet und bringen die Kongressvorträge von 1902 in weiterer Ausführung und Ergänzung. Diese Hefte werden ein Dokument bilden, wie es in gleicher Art von keiner zweiten Vereinigung auch nur annähernd giebt und bringt mehr wie die gesamte Reformation des Mittelalters.

Berichtigung.

Im Novemberheft der Hochwart ist im Gedicht „Die Sünderin“ ein Druckfehler gemacht. Im fünften Verse, zweite Strophe steht zweimal „gelockt“, das ist falsch, das zweite Mal soll es heißen „geleckt“, dieses rechnet sich richtig dann auf das Schlusswort desselben Verses „geweckt“.

Landesbibliothek
Karlsruhe

16

BLB Karlsruhe



47 37904 6 031

